

Dissens, *ad-personam*-Invektiven und wissenschaftliches Ethos
in der Philologie des 19. Jahrhunderts:
Wilamowitz-Moellendorff *contra* Nietzsche

I. Vorbemerkungen zum Status der philologischen Methode

In der Geschichte der Altphilologie des 19. Jahrhunderts ist es ein erklärungsbedürftiger Befund, dass nur vergleichsweise wenige Texte vorliegen, in denen die philologische Arbeit im engeren Sinn, also die *philologische Methode*, thematisiert, dargelegt oder gar reflektiert wird. Das Genre, in dem Auskünfte zur philologischen Tätigkeit im Rahmen der *Kritik* und der *Hermeneutik* zu erwarten sind, waren die aus der universitären Lehre entstandenen und auch in anderen Disziplinen verbreiteten *Enzyklopädien* und *Methodologien*. Doch kaum eine dieser (alt-)philologischen Enzyklopädien hat den Weg in die außeruniversitäre Öffentlichkeit gefunden und wenn, dann oftmals eher aus kontingenten Beweggründen als aus fachspezifischen Erwägungen.

Wie bei Friedrich August Wolfs (1759–1824) *Darstellung der Alterthumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth* der Fall, verdankt sich das der Zwangsschließung der Universität Halle und dem energischen Drängen Goethes. Oder sie erscheinen erst postum wie im Fall von Wolfs Vorlesung *Encyclopädie der Alterthumswissenschaft* (bzw. *Philologie*), die wohl seit 1785 regelmäßig gehalten hat).¹ Gleiches gilt für das wohl bedeutendste Beispiel, nämlich August Boeckhs (1785–1867) *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*. Diese Vorlesung hat er 26 Semester vor insgesamt 1696 inskribierten Zuhörern gehalten und sie fortwährend aktualisiert. Obwohl sich einige ihrer theoretischeren Aspekte gelegentlich in seinen fachwissenschaftlichen Schriften *en passant* angesprochen finden und nicht wenige seiner Schüler bereits zuvor in Veröffentlichungen von seinen diesbezüglichen Ansichten Zeugnis geben, hat

1 Vgl. Friedrich August Wolf: Vorlesung über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft [gehalten ca. 1798], hrsg. v. J. D. Gürtler, Bd. 1, Leipzig 1831; ders.: Encyclopädie der Philologie. Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahr 1798–1799 hrsg. u. mit einigen literarischen Zusätzen versehen v. S. M. Stockmann, Leipzig 1831.

er sich nicht durchringen können, sie selbst zu veröffentlichen – trotz wiederkehrender Mahnungen seiner Kollegen und Schüler und obwohl man sich von einer Veröffentlichung eine Schlichtung der in der klassischen Philologie sichtbaren ‚Gegensätze‘ erhoffte: „Eben diese gegensätze liessen wünschen dass Böckh, als haupt der jüngsten philologen-schule, gerade weil er wie wenige die praxis in einklang mit einer bewussten theorie ausübt, die prinzipien der letzteren und seine ansicht vom organismus der alterthumswissenschaft darstellen möchte. Bis auf zerstreute andeutungen [...] ist dieser wunsch unerfüllt geblieben“² – so heißt es bei Boeckhs-Schüler Gottfried Bernhardy (1800–1875), selbst Verfasser einer der wenigen veröffentlichten Enzyklopädien,³ die von Nietzsche in seinen entsprechenden Vorlesungen benutzt wurde, der diese wohl auch nicht zu veröffentlichen gedachte.⁴ Nach dem Erscheinen gilt Boeckhs Werk als „unstreitig ein literarisches Ereignis, welches jeder Philologe mit hoher Freude und Genugtuung hat begrüßen dürfen“.⁵

Entsprechende Vorlesungen anderer bedeutender Altphilologen der Zeit – wie die Friedrich W. Ritschls (1806–1876), Lehrer und Förderer Nietzsches – dürften ganz verloren gegangen sein,⁶ und von ihnen scheinen sich nur Bruchstücke erhalten zu haben.⁷ Die Beispiele lassen sich fortsetzen: So fehlt ein solches Werk von einem der wichtigsten Altphilologen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Gottfried Hermann (1772–1848). Aufschlussreich ist, wie sich noch zeigen wird, aus welchem Anlass seine beiden einzigen ausführlicheren und zusammenhängenden Bekundungen zur Gestaltung der philologischen Tätigkeit in die Öffentlichkeit gelangen: Zum einen ist der Anlass ein philologischer Streit, gerichtet gegen eine Abhandlung Ecco Epkemas (1759–1832),⁸ zum anderen durch die Einrichtung eines altphilologischen Seminars an der

2 Gottfried Bernhardy: Encyklopädie der Philologie. In: *Philologus* 2 (1847), S. 362–378, hier S. 369.

3 Vgl. Gottfried Bernhardy: *Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie*, Halle 1832.

4 Vgl. Friedrich Nietzsche: *Encyklopädie der klassischen Philologie und Einleitung in das Studium derselben* [1870/71]. In: Ders.: *Kritische Gesamtausgabe*, II. Abt., 3. Bd., Berlin, New York 1993, S. 341–437.

5 Ferdinand Heerdegen (1845–1930): *Die Idee der Philologie. Eine kritische Untersuchung*, Erlangen 1879, S. 5.

6 Hinweise hierzu bei Otto Ribbeck (1827–1898): *Friedrich Wilhelm Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie*, Bd. 1, 2, Leipzig 1879, 1881, hier Bd. 1, S. 131 ff., 243 ff., sowie Bd. 2, S. 279 ff. und schon bei Joachim Wach: *Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie des 19. Jahrhunderts*, Bd. III: *Das Verstehen in Historik von Ranke bis zum Positivismus*, Tübingen 1933, S. 274, Anm. 4.

7 Vgl. Friedrich W. Ritschl: *Opuscula Philologica*, Vol. 5, Lipsiae 1879, S. 1–18, 19–32.

8 Vgl. Gottfried Hermann: *De emendationibus per transpositionem veterorum dissertatio*. In: Ders.: *Opuscula*, Tom III, Lipsiae 1828, S. 98–112.

Universität Leipzig.⁹ Von einem seiner in der Zeit namhaftesten Schülern, Friedrich Wilhelm Thiersch (1784–1860), hat sich ein umfangreiches Manuskript eines entsprechenden Werks im Nachlass erhalten; gleiches gilt für Carl von Prantl (1820–1888), einem Schüler Boeckhs, und schließlich auch für den Gegner Ritschls, Otto Jahn (1813–1869),¹⁰ dessen Vorlesung zur *Geschichte und Encyclopädie der Philologie* kein geringerer als Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931) im Wintersemester 1868–1876 gehalten hat.¹¹ Nicht selten finden zudem nur Abrisse und Konspekte für den Aufbau eines solchen Werks den Weg in die Öffentlichkeit.¹² Erwähnt sei schließlich, dass Schleiermachers hermeneutische Darlegungen, von kleineren Schriften abgesehen, erst postum aus seinem Nachlass und Vorlesungsmitschriften als zusammengestückelte *Hermeneutik und Kritik* veröffentlicht wurden.¹³

Zudem darf der Ausdruck *Methodologie* im Titel wie in dem entsprechenden Werke anderer Disziplinen (etwa der Theologie oder Jurisprudenz) nicht täuschen: Unter ‚Methodologie‘ verstand man pädagogische Studienanleitungen, aber nichts, was im neueren wissenschaftstheoretischen Sprachgebrauch darunter gemeint ist, schon gar nicht allgemeinere Überlegungen zur Methodenlehre des Findens und Begutachtens philologischer Wissensansprüche, also zur *hermeneutica artificialis*, einschließlich womöglich der sachgerechten Darstellung der Ergebnisse. Es handelt sich um mehr oder weniger praktische Ratschläge und Hinweise zur Einrichtung des Studiums. Erst im Rahmen der fulminanten, ebenso kritischen wie wohlwollenden Kritik Heyman (Chajim) Steinthals (1823–1899) an Boeckhs *Encyclopädie und Methodologie* prägt sich der moderne Methodologiebegriff, nämlich als ‚Methodenlehre‘ zur forschenden Wis-

9 Vgl. Gottfried Hermann: De officio interpretis [1834]. In: Ders.: Opuscula, Tom. VII, Lipsiae 1839, S. 97–128.

10 Auch bei Jahn sind einschlägige Darlegungen überaus spärlich, z. B.: Über das Wesen und die wichtigsten Aufgaben der archäologischen Studien. In: Berichte und Abhandlungen über die Verhandlungen der Königlich-Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig I (1848), S. 209–226; ders.: Über die Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland [1859]. In: Ders.: Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze, Bonn 1968, S. 1–50; ders.: Die Universität und die Wissenschaft. Rede [...] am 3. August 1862, Bonn 1862.

11 William M. Calder III: What Did Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff Learn From Otto Jahn? In: Ders.: u. a. (Hrsg.): Otto Jahn (1813–1868). Ein Geisteswissenschaftler zwischen Klassizismus und Historismus, Stuttgart 1991, S. 195–203, hier S. 200.

12 Vgl. z. B. Martin Hertz (1818–1895): Zur Enzyklopädie der Philologie. In: Commentationes philologiae in honorem Theodori Mommensi scripserunt amici, Berolini 1877, S. 507–517.

13 Vgl. Friedrich Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik in besonderer Beziehung auf das Neue Testament aus Schleiermachers schriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen, hrsg. v. Friedrich Lücke, Berlin 1838.

senserzeugung und nicht als eine Art didaktischer „Methode der Aneignung der Wissenschaft“.¹⁴ Dabei könne nach Steinthal diese Methodologie der Philologie auf nichts anderem beruhen als auf der „möglich schärfste[n] und vollständigste[n] Analyse der philologischen Operationen, welche unsere besten Philologen geübt habe[n]“, also die „Analyse des philologischen Geistes in seiner Thätigkeit“,¹⁵ mithin der *hermeneutica utens*.

Prägnant drückt sich das Problem in dem fünften Gebot der „Zehngebote für klassische Philologen“ aus. Es lautet schlicht: „Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen“. Zwischen 1871 und 1873 scheinen diese ‚zehn Gebote‘ im Austausch zwischen den Altphilologen Karl Lehrs (1802–1878) und Ritschl entstanden zu sein.¹⁶ Abgesehen davon, welche Deutung dieses Gebot erhält: Sieht man es in Parallele zum fünften christlichen Gebot, so lässt es zwar darauf schließen, dass es aus Sicht derjenigen, die es aufstellen, zu oft übertreten wurde. Doch angesichts der Methoden-Logorrhöe des folgenden Jahrhunderts erscheint das in einem ganz anderen Licht. Wichtiger aber ist, dass der gegenwärtige Blick auf die Selbstreflexion der philologischen Tätigkeit im 19. Jahrhundert immer wieder dazu neigt, ihre Komplexität zu nivellieren und sie so um ihre Pointen zu bringen. So begnügt man sich nicht selten damit, aus wenigen steilen, ihrem Kontext entrissenen Dikta auf einen zeitgenössischen Wunderglauben an die philologische *Methode* zu schließen. Ritschl soll hierfür ein Zeuge sein, wenn es bei ihm heißt: „Besser methodisch irren, als unmethodisch d. h. zufällig das Wahre finden“.¹⁷ Zu einer entsprechenden Rezeption dieser Sentenz könnte Wilamowitz-Moellendorff verführt haben, wenn er in seiner konzisen *Geschichte der Philologie* schreibt, dass bei Ritschls Schülern der Glaube an die philologi-

- 14 Vgl. Heymann Steinthal: [Rez.]: Aug. Böckh: Encyklopädie und Methodologie [...] 1877. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 10 (1878), S. 235–255; ders.: Darstellung und Kritik der Böckschen Encyklopädie und Methodologie der Philologie. In: Ebenda 11 (1880), S. 80–96, 302–326; zu Boeckhs Methodologie-Verständnis: ders.: Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, hrsg. v. Ernst Bratuschek [postum 1877], zweite Aufl. besorgt v. Rudolf Klussmann, Leipzig 1886, u. a. S. 48 f.
- 15 Heymann Steinthal: Die Arten und Formen der Interpretation [1877]. In: Ders.: Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Rezensionen, Berlin 1880, S. 532–542, hier S. 532.
- 16 In: Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen, hrsg. v. Arthur Ludwig, Th. II, Leipzig 1894, S. 907 (7.3.1873).
- 17 Friedrich W. Ritschl: Zur Methode des philologischen Studiums (Bruchstücke und Aphorismen) [Ende 1850]. In: Ders.: Kleine philologische Schriften, Bd. V, Leipzig 1879, S. 19–32, hier S. 27. In der lateinischen Fassung – *Malo errare via ac ratione quam sine ratione verum invenire* – hat bereits 1843 ein Freund Ritschls seine Promotionsthese vorgelegt, vgl. Paul E. Hübing: Heinrich v. Sybel und der Bonner Philologenkrieg. In: Historisches Jahrbuch 83 (1964), S. 162–216, hier S. 211, Anm. 1.

sche Methode, *via ac ratio*, unbegrenzt gewesen sei¹⁸ und er in seinen *Erinnerungen* Ritschls Motto *nil tam difficilest quin quaerendo investigari possit* den Catull-Sentenz entgegen setzt: *Was zusehends hin ist, lass dahin sein (quod vides perisse, perditum ducas)*.¹⁹ Man darf auch nicht vergessen, dass Wilamowitz-Moellendorff Ritschl nicht sonderlich schätzte und Bekundungen liebte, nach denen von einer philologischen *Methode* so gut wie nichts zu halten sei; allerdings sind wie bei so vielen anderen Philologen der Zeit auch bei ihm die diesbezüglichen Äußerungen ungleichmäßig.²⁰

Gerichtet ist Ritschls Diktum zweifellos gegen diejenigen, bei denen er den Verdacht hegen konnte, dass sie das ‚Unmethodische‘ zum Prinzip erheben oder das ‚Methodische‘ (der Textkritik) kritisieren oder gar verhöhnen. Wichtiger doch ist zu bemerken – und keinem zeitgenössischen Altphilologen konnte das entgehen –, dass sich das Provokante der Formulierung einer gelehrten Anspielung verdankt, durch die sie erst ihren pointiert sentenzenhaften Charakter erhält. Es handelt sich um eine im 16., 17. und 18. Jahrhundert immer wieder verwendete Sentenz, die auf eine Formulierung Ciceros zurückgeht: Man wolle lieber mit Platon hinsichtlich der Unsterblichkeit irren als mit den Leugnern die Wahrheit erfahren.²¹ Im Laufe der Zeit wird der Eigennamen und die benannte Sache dieser Sentenz zu einer frei verfügbaren Variable und sie scheint dann eine ebenso sprichwörtliche wie bedingungslose Autoritätsgläubigkeit zum Ausdruck zu bringen. Doch recht besehen erlauben die Kontexte der Verwendung dieser Sentenz in der Regel diesen Schluss ebenso wenig wie bei Ritschl den auf bedingungslose Methodengläubigkeit: Es handelt es sich um eine Äußerung der Abwehr und der kritischen Auseinandersetzung, denn das, was die so vergötterte philologische Methode darstellt, konnte kein Leser in den Schriften Ritschls dargelegt finden. Eher sollte man dieses Diktum als eine überspitzte Mahnung und Erinnerung an

18 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: *Geschichte der Philologie*, Leipzig u. a. 1921, S. 61.

19 Vgl. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: *Erinnerungen 1848–1914*, Leipzig [1928], S. 103.

20 So heißt es im Brief des jungen Wilamowitz v. 4.12.1869 (in: William M. Calder III: *The New Evidence* [1987]. In: Ders., St. Trzaskoma (Hrsg.): *Further Letters of Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff*, Hildesheim 1994, S. 53): „[...] hier, wo persönliche Anleitung besonders nötig ist, da man sonst in ein halt- und methodenloses Salbadern in allgemeinen Abstractionen gerät, das nirgends nützt [...]“. Vielleicht ein wenig zu pointiert Richard Harder, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff † [1931]. In: Ders.: *Kleine Schriften*, München 1960, S. 466–470, hier S. 469: „Wie denn [...] Wilamowitz immer ein gewisses Mißtrauen, ja eine regelrechte Verachtung gegen alle Methodik und methodisches Bewußtheit nachgeblieben ist; das waren Hilfsmittel, deren ein Mann wie er, der sich auf seinen Instinkt verlassen durfte, in einer Zeit wie der seinen entraten konnte.“

21 Cicero: *Tusc.* 1, 17, 39: „Errare mehercule malo cum Platone [...] quam cum istis vera sentire.“

die Autorität der *philologischen Praxis* sehen, die sich u. a. in den Werken Ritschls verkörpert, aber nicht als eine programmatische Bekundung.

Es sind Überpointierungen, die sich ebenso oft in die entgegengesetzte Richtung weisend finden lassen, dabei nicht selten bei ein und demselben Philologen. Betont wird dann die ‚Genialität‘, die ‚Divination‘, die ‚Intuition‘, die *facultas imaginandi*, die produktive Einbildungskraft, das ‚Gefühl‘, das ‚Gespür‘ nicht zuletzt der ‚feine Takt‘ bei der philologischen Arbeit. Der geringste (und vielleicht sogar der einzige) gemeinsame Nenner solcher Umschreibungen ist, dass sie sich der methodischen Analyse entziehen, im ‚Methodisierbaren‘ nicht aufgehen. Das darauf gegründete Selbstbewusstsein des Altphilologen scheut denn auch nicht hinsichtlich der Kreativität den Vergleich mit der ‚Kunst‘, nicht zuletzt dann, wenn es um Beispiele der Textemendation geht. Zugleich soll Moritz Haupt (1808–1874) seine Vorlesungen mit dem Einleitungssatz begonnen haben, das „eigentliche Ziel“ sei, „Methode zu lehren“.²² Dem scheint die gern als Motto zitierte, Gottfried Hermann nur zugeschriebene Äußerung zu widerstreiten: „wer nichts von der Sache versteht, schreibt über die Methode!“ Auch dieses Diktum erhellt sich erst in seinem Kontext, der durchweg ignoriert wird. Es ist die Ablehnung der *pädagogischen* Ausrichtung der philologischen Arbeit „auf die Forderungen und Bedürfnisse der Schule“.²³

Nachvollziehende wissenschaftshistorische Erklärungen solcher gegenläufigen Bekundungen zum Stellenwert des Methodischen wie Nichtmethodischen finden sich für die Philologie des 19. Jahrhunderts nicht, schlicht deshalb nicht, weil das Phänomen durchweg nicht wahrgenommen wird; allerdings ist eine Erklärung auch nicht leicht. Gleichwohl lässt sich vermuten, dass ein wesentliches Moment einer solchen Erklärung auf das *seminarium philologicum* verweist, also auf die Kernzelle des (alt-)philologischen Ausbildens und damit auf die *hermeneutica docens*.

II. Methode und Takt: *philologisches Ethos und seminarium philologicum*

Wie erfolgreich das Ausbildungsinstitut des *Seminars* gewesen ist, zeigt sich nicht allein daran, dass zu den weithin geteilten Ansichten gehört, das Seminar als Form des Lehrens und Lernens sei ebenso kennzeichnend wie bestimmend gewesen für die Entwicklung, welche die Universitäten im 19. Jahrhundert in Deutschland genommen haben. Und genau das habe denn auch wesentlich zu ihrer internationalen Reputation bei-

22 Nach Christian Belger: Moriz Haupt als akademischer Lehrer [...], Berlin 1879, S. 72.

23 Hermann Köchly (1815–1876): Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstag, Heidelberg 1874, S. 85.

getragen, nicht zuletzt in der Verbindung von Lehre und Forschung, also mit dem sich freilich nicht sogleich, vor allem nicht gleichmäßig durchsetzenden so genannten Forschungsimperativ. Mehr noch zeigt sich das daran, dass es nicht nur von den späteren Neuphilologien, sondern auch von der theoretischen Mathematik kopiert wird.

Zwar kommt es erst 1858 zur Gründung des ersten *neusprachlichen* (germanistischen) Seminars, aber das philologische Arbeiten haben die meisten Neuphilologen in den altphilologischen *seminaria philologica* eingeübt – mehr als die Hälfte der ersten 100 Professoren der Germanistik wurden als Altphilologen ausgebildet, ein Drittel haben Theologie studiert, Jura und Philosophie zusammen ebenfalls ein Drittel²⁴ und von den 141 Professoren für Geschichtswissenschaft zwischen 1851 und 1900 studierten 72 im Nebenfach Klassische Philologie und 15 andere Philologien, danach rangieren Theologie und Philosophie zusammen mit 23.²⁵ Trainiert nicht zuletzt am Vorbild gelungener philologischer ‚Meisterwerke‘, hat man unter intensiver Interaktion Normen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, Methoden, aber auch *philologischen Takt* gleichsam als einen *habitus cogitandi* internalisiert – zumindest dem Selbstverständnis nach.²⁶ Charakterisieren lässt sich die im Seminar eingeübte philologische Arbeit im Unterschied zu älteren Lehrformen als eine Form der Selbstdisziplinierung: ‚methodisches‘ als direkt kontrolliertes Arbeiten, das sich als Ausbildung und Formung eines ‚wissenschaftlichen‘ Habitus versteht. So geprägt treten denn auch die im Seminar Ausgebildeten in die Schulsituation mit ihrer wissenschaftlichen Lebensform, die sie dort beibehalten – davon zeugt u. a. eine kaum zu überschauende Anzahl philologischer Schulprogramme, die im 19. Jahrhundert ein allgemein geschätztes und anerkanntes Genre wissenschaftlicher Kommunikation darstellen.

In der Sprache der Selbstbeschreibung benennt der Ausdruck *Takt* den wohl wichtigsten Aspekt der im Seminar erworbenen philologischen Fertigkeiten und Fähigkeiten. Mit ihm wird ein normierendes Konzept umschrieben, das bestimmte *Spannungen* in der philologischen Tätigkeit zu harmonisieren sucht: Er soll das immer drohende Auseinanderdriften zwischen stetigem, methodischem Prozedieren und sprunghafter, zügelloser Phantasietätigkeit unterbinden.²⁷ *Takt* begreift sich als Produkt

24 Zahlenangaben nach Jörg Jochen Müller: Germanistik – eine Form bürgerlicher Opposition. In: Ders.: (Hrsg.): Germanistik und deutsche Nation 1806–1848, Stuttgart, Weimar 2000 (1974), S. 5–122, hier S. 31 f.

25 Zahlenangaben nach Wolfgang Weber: Priester der Klio, Frankfurt a. M., New York 1987, S. 110.

26 Hierzu Lutz Danneberg: Das *Seminarium philologicum* des 19. Jahrhunderts zwischen *Takt* und *Methode* – mit Blick auf die Geschichte des intensiven Lesens und der Arbeit im naturwissenschaftlichen Labor (erscheint 2008).

27 Zahllose Beispiele gibt es hierfür, bei denen zudem auch die verschiedenen Konzepte

nicht allein von Begabung (*hermeneutica naturalis*), sondern bildet gleichsam die Krönung der erworbenen methodischen Fertigkeiten und des akkumulierten (philologischen) Wissens. Dieser *Takt* ist direkt weder lehrbar noch lernbar, aber erwerbbar: Der Philologe hat das kontrollierte Verfahren so internalisiert, dass er keiner ‚methodischen‘ Anleitung (mehr) bedarf. Eine der zahlreichen Umschreibungen findet sich z. B. in der weithin beachteten programmatischen Schrift *Philologie und Geschichtswissenschaft* Hermann Useners (1834–1904). Ihr hat selbst Wilamowitz-Moellendorff, trotz latenter und offener Spannungen zu Usener, seine wohlwollende Anerkennung nicht verwehrt,²⁸ und gegen sie ist letztlich die berühmte Rede *Philologie und Historie* Werner Jaegers (1888–1961) zu einer Neuausrichtung der Altphilologie gerichtet:²⁹

Der spezifische grammatische Takt des Philologen ist das Resultat *eigener* Beanlagung, Erfahrung und Beobachtung, gezeitigt und gereift durch das Streben nach rationellem und geschichtlichem Verständnis der Spracherscheinungen. So notwendig nun dafür das Wissen und wissenschaftliches Verstehen ist, so kann doch dies Vermögen selbst nicht überliefert werden. Nur ein Trieb, ein Verlangen und Streben läßt sich erwecken und anziehen, das, wenn es stark genug sich regt, von selbst zum Erwerb jener Virtuosität hindrängt.³⁰

Was bei der Beschreibung durch Usener allerdings nicht deutlich wird, ist die spezielle Funktion des *Takts* als ein Konzept der (Selbst-)Beschränkung: Er umschreibt die Fähigkeit zur Begrenzung der Vielzahl methodisch indifferenter, damit möglicher Hypothesen zu Textemendationen und Textinterpretationen. Soll die kürzeste Charakterisierung des Ausdrucks ‚Takt‘ versucht werden, dann besteht er nicht allein darin, eine Wahl zu treffen, die sich nach der ‚philologischen Methode‘ nicht begründen lässt, sondern zugleich darin, dass das, was nach ihr nicht ausgeschlossen ist, *unterlassen* wird. Ohne weiter hierauf eingehen zu können, hat dieses Konzept, wie etwa auch das der Divination oder Intuition, ein

deutlich werden, die in *dieser Hinsicht* anstelle des Takts treten können– etwa „Ernst“ und „Besonnenheit“; so heißt es bereits 1806 in einer Rezension bei Wolf in Johann F. J. Arnoldt (1816–1892): Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik, Bd. 1, 2, Braunschweig 1861/1862, Bd. 1, S. 125: „Wenn irgendeine Kunst von denen, die sich ihr widmen, Ernst und Besonnenheit erfordert, so ist es die philologische Kritik. Weniger auf Regeln als auf Gefühl vertrauend, weniger dem Fleiße günstig, der in jedes Macht steht, als der Divination, die niemand erzwingen kann, scheint sie ein Geburt der Willkür, eine Spiel des Witzes [...].“

28 So in seinem Brief v. Februar 1883. In: Usener und Wilamowitz. Ein Briefwechsel 1870–1905 [1934]. Mit einem Nachwort und Indices von William M. Calder III, Zweite Auflage, Stuttgart, Leipzig 1994, S. 28.

29 Vgl. Werner Jaeger: *Philologie und Historie* [1914]. In: Ders.: *Humanistische Reden und Vorträge*, 2. erw. Aufl., Berlin 1960, S. 1–16.

30 Hermann Usener: *Philologie und Geisteswissenschaft* [1882]. In: Ders.: *Vorträge und Aufsätze*, Leipzig, Berlin 1907, S. 1–35, hier S. 22.

spezielles Moment in der ‚Logik‘ ihrer Verwendung: Sie lassen sich nie prospektiv, sondern faktisch immer nur retrospektiv anwenden.³¹ In diesem *ex-post*-Ratifizieren der philologischen Praxis drückt sich neben vielem anderen auch das aus, was als ihre *Autorität* wahrgenommen wird.

Der *Takt* hat aber auch noch eine andere Schlichtungsaufgabe zu erfüllen; darin kommt seine mehr oder weniger gängige Verwendung zur Charakterisierung zwischenmenschlichen Umgangs am nächsten. Auch hier handelt es sich um ein Spannungsverhältnis, das vielleicht noch stärker der Ausbildungssituation im Seminar geschuldet ist. Es erzeugt sich aus der Grundsituation des Lernens und Vermittelns im philologischen Seminar. Auf der einen Seite steht der immer wieder hervorgehobene, der letzte und alles überragende Zweck der Ausbildung, das entscheidende Element des Wissenschaftsverständnisses, das kein Seminarstatut anzuführen versäumt: die *Selbsttätigkeit* wie *Selbständigkeit* in der *Ausübung* der auszubildenden philologischen Fähigkeiten wie Fertigkeiten. Auf der anderen Seite jedoch steht die spezielle Lehr- und Lernsituation des Seminars, wenn im Rahmen der *hermeneutica docens* dieses Ziel gerade an *meisterhaften* Mustern und Vorbildern, durch das Lernen an Beispielen erreicht werden soll. Diese Konstellation lässt sich auch so umschreiben: Im Seminars soll etwas erworben werden, indem man (vorübergehend) verzichtet, nämlich auf Selbsttätigkeit und Selbständigkeit als besondere Qualität der philologischen Kompetenz.

Wenn Wilamowitz-Moellendorff von Karl Lachmanns (1793–1851) Lukrez-Text sagt: „an dem wir alle die textkritische Methode gelernt haben“, dann beleuchtet die Formulierung *an dem* schlagartig eine der Pointen des Erwerbs der philologischen ‚Methode‘.³² Zwar sei die philologische ‚Methode‘, nach Heyman Steinthal, ‚regulativ‘ und ‚legislatorisch‘, aber am Besten verfare sie, „(und sie wird gar nicht umhin können, es so zu machen), wenn sie dem Lernenden großartige philologische Leistungen vorführt. Jede Tat aber, die als Muster dient, wird eben damit zum Gesetz: Sie ist eine Darstellung oder Verwirklichung des Gesetzes. So mag die Theorie der Exegese und Kritik immerhin an sich rein beschreibend und erzählend sein; sie ist trotzdem für den Lernenden gesetzgeberisch.“³³ Zum einen handelt es sich um wesentlich mehr als um das, was sich in dem alten Diktum *Longum iter est per praecepta, breve et*

31 Nicht ohne Stolz berichtet Nietzsche, Ritschl habe ihm bei einer seiner frühen Arbeiten die „Sicherheit der Combination“ bescheinigt (KGW I/4, S. 515) – *Combination* ist ein stehender Ausdruck in der Selbstbeschreibungssprache für das ‚Finden‘, und ‚Sicherheit der Combination“ ist der retrospektive Ausdruck für das ‚Finden‘, wenn es erfolgreich zu sein scheint.

32 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: *Geschichte der Philologie*, Leipzig, Berlin 1921, S. 59.

33 Steinthal (wie Anm. 14), S. 95.

efficax per exempla ausdrückt. Zum anderen ist schon früher von Philologen ein solcher Gedanke explizit und prononciert vorgestellt worden, ohne allerdings seinen Niederschlag im Organisatorischen zu finden. Beispielsweise ist das der Fall bei Johann August Ernesti (1707–1781), einem der namhaftesten Philologen des 18. Jahrhunderts, der nicht zuletzt berühmt war wegen einer viel beachteten und Standards setzenden Hermeneutik des Neuen Testaments³⁴ und der in seinem erfolgreichen universitären Lehrbuch *Initia doctrinae solidioris* einen Abschnitt zur Hermeneutik unter der Überschrift *De libris legendis, interpretandis, diiudicandis* aufnimmt.³⁵ Gleichwohl rät er vom Studium der Hermeneutik (*hermeneutica artificialis*) ab, denn „in der Auslegung der heiligen Schrift“ sei „von der *Praxi*“ anzufangen, „wie bey andern griechischen und lateinischen Büchern. Der *Studiosus* muß erst hermeneutische Materialien aus der hebräischen und griechischen Litteratur, [...] sammeln, und selbst unter Anführung eines guten Auslegers eine Uebung im Auslegen haben.“ Habe er das „ein paar Jahre getrieben“, so sei es an der Zeit, „die Hermeneutik als eine Kunst zu lernen, um in den Stand zu kommen, daß man selbst ein Ausleger abgeben und die Auslegungen schwerer und streitiger Stellen regelmäßig beurteilen kann.“³⁶

Allein an der Gestalt der Präsentation für eine wissenschaftliche Öffentlichkeit der durch philologische Tätigkeit erzeugten Produkte, Textinterpretation oder Textemendation, ließ sich in der Regel nicht erkennen, worin die ‚philologische Methode‘ besteht, die zu diesen Resultaten geführt hat. Wahrgenommen und auch angesprochen findet sich diese ‚Undurchsichtigkeit‘ nicht selten, so z. B. im Blick auf die Editionsphilologie Lachmanns, dessen Äußerungen zu seiner ‚Methode‘ selbst für diese Zeit karg sind, und wenn es geschieht, dann nur zögerlich. Wie er selbst gleichsam entschuldigend mitteilt, gilt für das einzige Mal, in dem Lachmann in Form eines zusammenhängenden Textes „Rechenschaft“ über die (methodischen) Grundsätze seiner so erfolgreichen Editionsphilologie gibt – der Streit um seine epochemachende Edition (*editio minor*) des Neuen Testaments³⁷ –, dass es nur „auf Schleiermachers Befehl“

34 Vgl. Johann August Ernesti: *Institutio Interpretis Novi Testamenti* [1761], Editionem Quarta, Havniae 1776.

35 Vgl. Johann August Ernesti: *Initia Doctrinae Solidioris* [1745, 21750, 31769], Lipsiae 1783, cap. IV, S. 389–400.

36 Johann August Ernesti: [Rez.]: Unterweisung eines Vaters zu einem fünfjährigen akademischen Fleis und Lebenswandel für seinen Sohn [...]. In: *Neue theologische Bibliothek* 7 (1766), S. 49–57, hier S. 54 f. Die Rezension ist zweifelsfrei von Ernesti. Es handelt sich bei dem rezensierten Werk um eine von Johann Michael Uhlich (1713–1770) anonym herausgebrachte Preisschrift von 1765.

37 Vgl. Karl Lachmann: *Rechenschaft über seine Ausgabe des Neuen Testaments*. In: *Theologische Studien und Kritiken* 3 (1830), S. 817–845.

hin geschieht.³⁸ Deutlich wird dann auch der besondere Stellenwert der *mündlichen* Vermittlung. In einer Untersuchung, in der er seinem ‚verehrten Lehrer‘ Lachmann angesichts der textkritischen Kommentare zur Edition des Nibelungenliedes einen ‚Fehler‘ in der Edition aufzuzeigen versucht, schreibt Julius Zacher (1816–1887):

Alles ist aufs knappste ausgedrückt, oft nur sowie der mathematiker seine formeln schreibt, die jeder nichtmathematiker ratlos anstarrt, und die bewiese stehen an den betreffenden stellen meist gerade eben nur so weit als sie gerade eben hier nötig sind. Dem kenneer freilich ist oder wird alles verständlich und höchst belehrend und anziehend, obgleich auch ihm die mühe des aufmerksamsten lesens und nachdenkens nicht erspart bleibt. Aber wer lediglich aus eigener kraft in das verständnis sich einarbeiten und den grossen zusammenhang überblicken soll, der möchte freilich fast verzweifeln, und bedarf langer, ernster und unermüdlicher anstrengung. Ich habe das im beginne meiner studienzeit ja selbst erfahren, als ich ohne hilfe guter mündlicher belehrung an lachmanns anmerkungen zu den Nibelungen mich wagte und in ihnen ein buch mit sieben siegeln fand. Als ich dann aber zu dem meister selber kam, und [...] eine mündliche belehrung empfing, da verlangte dieses zwar auch gespannte aufmerksamkeit und scharfes eigenes denken, aber wie einfach, wie klar, wie bestimmt war sie, und wie ward uns nun auch alles gedruckte, an dem wir zuvor vergebens unsere mühe und unseren witz erschöpft hatten, so verständlich, so einleuchtend, so überzeugend! Wie schuppen fiel es uns von den augen, und wenn wir dann zurückblickten auf unser verangegangenes vergebliches bemühen, priesen wir unser glück, daß es uns vergönnt war, vom meister selbst den schlüssel zur eröffnung und ausnutzung der reichen von ihm erworbenen und aufgehäuften schätze zu erhalten.³⁹

Kurz zuvor greift Zacher bei der Darstellung der ‚philologischen Methode‘ auf den bereits in der Antike zu findenden Vergleich zwischen dem ‚Kritiker‘ und dem ‚Arzt‘ zurück.⁴⁰ Beide bedürfen neben der ‚gediegenen gelehrsamkeit‘ und ‚tüchtiger kenntnis und uebung des technischen‘, vor allem – wie er sagt:

des *richtigen blickes*, und grade diesen blick besass lachmann in der ausgezeichnetsten weise. *Sehen, richtig sehen* ist eine gar schwere kunst, und der universitätslehrer kann seinen zuhörern keinen grösseren und wichtigeren dienst leisten, als wenn er sich bemüht, sie sorgfältig und zweckmässig zur erlernung und übung dieser schweren kunst anzuleiten. Die anlage dazu muss der studierende freilich mitbringen als eine naturgabe, und ohne ein solche sollte er überhaupt nicht studieren. Aber stärken und ausbilden läßt sich dieses wie jede anlage durch belehrung und übung.

38 Vgl. Albert Leitzmann: Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann, 2 Bde., Jena 1927, Brief v. 30.5.1820, S. 547.

39 Julius Zacher: Ein Fehler Lachmanns in seiner Kritik und Erklärung von Hartmannes Iwein. In: ZfdPh 7 (1876), S. 175–207, hier S. 206 f.

40 Zum Hintergrund auch Lutz Danneberg: Die Anatomie des Text-Körpers und Natur-Körpers: das Lesen im *liber naturalis* und *supernaturalis*, Berlin, New York 2003, Kap. IV. Ganz ähnlich bei Nietzsche (wie Anm. 4, S. 388 f.), wenn er fordert, dass sich der angehende Philologe üben solle ‚wie der Mediciner an seinem cadaver‘.

Die Erwartung, dass dies zum Aspekt der ‚Belehrung‘ nicht alles ist, wird von Zacher nicht enttäuscht. Dabei findet sich dann das, was die Pointe bildet:

Ein guter philologischer Lehrmeister wird es dabei auch nicht fehlen lassen an einer richtigen Belehrung über Grundsätze und Methode echter philologischer Kritik, und eine solche hat auch Lachmann uns nicht vorenthalten. Ich habe sie damals, seinem mündlichen Vortrage getreulich folgend, ihrem wesentlichen Inhalte auch aufgezeichnet, und diese Aufzeichnung liegt vor mir, so daß ich ganz sicher bin, nicht etwa nach Jahrzehnten getrübler Erinnerung dem Meister etwas unterzuschreiben, was er nicht, oder was er anders gesagt und gelehrt hätte.

Diese „Grundsätze und Methode“ sieht Zacher offenkundig nicht in irgendwelchen von Lachmann veröffentlichten Schriften niedergelegt, denn er muss seine eigenen Aufzeichnungen mündlicher Belehrung als Zeugnis und Gedächtnisstütze bemühen. Mitgeteilt werden diese überlieferten „Grundsätze und Methode“ dann auch bei Zacher nicht, sondern im wesentlichen bietet er ihre Charakterisierung: „Es sind nur wenige Sätze, kurz und bündig, klar und überzeugend, in wenigen meisterhaften Strichen Grundzüge der gesamten philologischen Kritik umfassend; und als Geleite am Schluss fehlt ihnen nicht die Mahnung und Warnung: ‚die Ausübung dieser Grundsätze ist sehr schwer.‘“⁴¹

Nicht wenige Ausdrücke in der Selbstbeschreibungssprache der Philologen des 19. Jahrhunderts sind systematisch mehrdeutig, und das gilt auch für den der ‚Methode‘. Das nicht zu sehen, hat in der Forschung zahlreiche Missverständnisse erzeugt – kurz: Will man seinen heterogenen Gebrauch rekonstruieren, so sind bei seiner zeitgenössischen Verwendung zur Beschreibung oder Charakterisierung der philologischen Tätigkeiten zumindest zwei Bedeutungen zu berücksichtigen: Entweder bezeichnet er den Komplex von Fertigkeiten, also ‚Takt‘ oder ‚Gefühl‘, *samt* Regelwissen – ein Komplex, der sich bei bestimmten Voraussetzungen im Seminar durch die *exercitationes hermeneuticae* erwerben lässt und Teil der *hermeneutica utens* ist – oder der Ausdruck *philologische Methode* meint im engeren Sinn allein das explizite Regelgefüge oder das Regelwissen. Für den selbstbeschreibenden Sprachgebrauch gilt dann tendenziell die Regel: Umso emphatischer der (Alt-)Philologe im 19. Jahrhundert von ‚Methode‘ spricht, desto wahrscheinlicher ist es, dass er den Ausdruck im ersteren, weiteren Sinn versteht, also nicht (allein) das Regelwissen meint, sondern eine in bestimmter Weise klassifizierte Tätigkeit oder eines Typus von Tätigkeiten. Spricht man hingegen von ‚Takt‘, so ist oftmals etwas gemeint, das jenseits der philologischen Methode im engeren Sinn gegeben ist.

Die spezielle Form der Ausbildung bestimmter Fähigkeiten und Fertigkeiten erzeugt im Seminar als ‚Raum‘ der Wissensgewinnung und Wis-

41 Zacher (wie Anm. 39), S. 202.

sensvermittlung nicht allein eine spezifische soziale Struktur, sondern sie besitzt eine Reihe von Folgen für das philologische Wissenschaftsethos im Blick auf die Eigen- und Fremdauffassung der besonderen Qualität philologischer Arbeit, und zwar im Blick auf den Prozess wie das Resultat. Die intensive Interaktion schafft ebenso soziale wie wissenschaftliche Bindungen und führt zu einer Selbstbeschreibungssprache, die auch von denen übernommen wird, die selbst nicht in dieser Weise sozialisiert worden sind. Darüber hinaus legt es den Grund für eine spezifische Art der Traditionswahrnehmung: In der Sicht der eigenen Disziplinentwicklung gibt es zwar ein großräumiges Traditionsbewusstsein, das an den ‚Humanismus‘ anknüpft, allerdings dabei immer deutlich von der Vorstellung geprägt ist, sich weit von diesen Anfängen einschließlich des 18. Jahrhunderts entfernt zu haben. Es bildet sich daneben aber auch ein Traditionsbewusstsein im Kleinen, das sich in Konzeptionalisierung nach ‚Seminaren‘ (etwa ‚Bonner Seminar‘, ‚Berliner Seminar‘) oder ‚Schulen‘, vor allem in der Sprache von ‚Lehrer‘ und ‚Schüler‘ strukturiert. *Takt* meint in diesem Zusammenhang dann ‚Pietät‘. Nicht die *hermeneutica artificialis* in Gestalt expliziter philologischer Methodenreflexion konstituiert die homogene philologische Interpretationsgemeinschaft, vielmehr ist sie ausgerichtet an der Konstellation des Seminars, in denen sich spezielle Stile des Arbeitens ausbilden und die zur Inhomogenität der philologischen Praxis führen können.

Das wichtigste Moment in der Selbstwahrnehmung dieser Konstellation ist, dass ein solches, durch Spannungen immer bedrohtes und fragiles Gleichgewicht nicht den Eindruck eines Mangels bei den Akteuren hinterlässt – im Gegenteil: Die Ausbildungskonstellation erzeugt ein massives Vertrauen nicht in personale Autoritäten, sondern in die Autorität der philologischen *Praxis*. Dieses Vertrauen in die eigene Praxis erklärt nicht allein einige Züge der gelegentlich erfolgenden Darlegungen zu methodischen Fragen, sondern zudem – und für das Folgende wichtiger – einige der zentralen Aspekte der Art, wie die zeitgenössischen philologischen Kontroversen ausgetragen werden. Für das erstere sei nur ein einziges Beispiel angedeutet.⁴² Es sind die Darlegungen zum so genannten hermeneutischen Zirkel.

Die immer wieder gefeierte, vermeintlich fundamentale Einsicht der *klassischen* Hermeneutik des 19. Jahrhunderts in das Verstehen als einen ‚hermeneutischen Zirkel‘ hält keiner Überprüfung an den Texten stand.⁴³ Weder bei Schleiermacher noch bei Friedrich Ast (1778–1841) noch bei

42 Hierzu ausführlicher Danneberg (wie Anm. 26).

43 Vgl. Lutz Danneberg: Die Historiographie des hermeneutischen Zirkels: Fake und fiction eines Behauptungsdiskurses. In: *Z.f.Germ.* N. F. 3/1995, S. 611–624; Idem per idem. In: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen* 27/28 (2005), S. 28–30.

einem anderen in der Zeit findet sich der Ausdruck ‚hermeneutischer Zirkel‘, geschweige denn die Erkenntnis der vermeintlichen Sache oder ihre Anerkennung. Immer gilt der ‚Zirkel‘ nur dem Anschein nach. Erst der *nachklassischen* Hermeneutik blieb es vorbehalten, der klassischen immer wieder das Entdecken eines solchen Zirkels zu unterstellen – und das ist nicht mehr als die Projektion eigener vermeintlicher *philosophischer* Einsichten in die ‚Sache‘ (der Hermeneutik) –, durchweg unter Hintanstellung minimalen *philologischen* ‚Gewissens‘. Wichtiger ist im vorliegenden Zusammenhang, dass der bei der philologischen Tätigkeit geäußerte Zirkelverdacht allein als Problem im *praktischen Handlungsvollzug* begriffen wird und nicht (in erster Linie) als ein *circulus in probando*, also als ein Zirkel beim Begründen (interpretatorischer Wissensansprüche). So sehen dann auch die Formulierungen aus, die einen solchen Verdacht ausräumen.

So bedarf es z. B. nach August Boeckh „des philologischen Künstlers“, die „scheinbare *petitio principii* oder den Kreis [...] zu lösen“,⁴⁴ und der philologische Künstler ist derjenige, der über *methodische Fertigkeiten* wie über *philologischen Takt* verfügt. Nach Lachmann ist es die philologische *Geschicklichkeit*: „Füge ich noch hinzu, dass der Herausgeber mit allen Rede- und Versebräuchen seines Dichters sich erst vollkommen vertraut machen soll, so sieht man zwar, dass die Arbeit in einen Kreis geht: aber in diesem Kreise sich geschickt zu bewegen, das ist des Kritikers Aufgabe und erhebt sein Geschäft über die Handarbeit.“⁴⁵ Für Wilamowitz-Moellendorff sind es am Ende des Jahrhunderts ‚Intuition‘ und ‚Trefferblick‘, die beide weder lehrbar noch lernbar seien: „Zu allen Zeiten ist dies Geschäft [scil. „die Herstellung der Hand des Autors“] das lockendste gewesen, nicht weil die Methode so viel dabei vermag“ – er bemerkt, dass sich „die Methode sehr leicht in einem Kreis zu bewegen“ scheinbar –, „sondern weil die Intuition, der Trefferblick des Scharfsinnes das entscheidende ist, also etwas, was sich weder lernen noch lehren läßt.“⁴⁶ Das, was den Zirkel bannt, ist keine explizite philologische Methodenlehre, keine *hermeneutica artificialis*; erworben wird es im Zuge der *hermeneutica docens*, die sich zu einer kompakten *hermeneutica utens* der philologischen Praxis formt.

Obwohl sich das ‚Innenleben‘ des Seminars als überaus komplex darstellt, allein schon dann, wenn man sich auf die Momente der Vermittlung, des Erwerbs und der Produktion philologischen Wissens in dieser

44 Boeckh: Encyklopädie (wie Anm. 14), S. 53.

45 Karl Lachmann: [Vorrede]. Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts [1820]. In: Ders.: Kleinere Schriften zur deutschen Philologie, hrsg. v. Karl Müllenhoff, Berlin 1876, S. 158–175, hier S. 163.

46 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Klassische Philologie. In: W. H. Lexis (Hrsg.): Die deutschen Universitäten, Bd. 1, Berlin 1893, S. 457–475, hier S. 473.

„Heimstätte“ beschränkt und dabei zu berücksichtigen versucht, wie sich in diesem ‚Raum‘ ‚wissenschaftliches‘ und ‚soziales Leben‘ verschränken, lässt sich seine Pointe so resümieren: Das *seminarium philologicum* ist seinem (Selbst-)Verständnis nach – neben dem Labor – nicht nur eine besondere Stätte des Erzeugens und Vermittelns von Wissens, sondern vor allem von *Fertigkeiten* und *Fähigkeiten*. Das, was mit Ausdrücken wie „Takt“ umschrieben wird, findet seine Voraussetzung in diesen weitgehend implizit erworbenen philologischen Fertigkeiten und Fähigkeiten, einem Damit-umgehen-Können und einem Sich-auf-etwas-Verstehen. Es ist nicht die *hermeneutica artificialis*, sondern die als gelungene Praxis wahrgenommene philologische Tätigkeit, die zur entscheidenden Autorität avanciert – produziert und stabilisiert in einem ‚Raum‘ disziplinärer Kontrolle und Interaktion. Die *hermeneutica docens* richtet sich nicht so sehr an den *regulae* und *praecepta* einer *hermeneutica artificialis* aus, sondern an vorbildlichen und mustergültigen Produkten dieser Praxis. Zwar treten diese Beispiele beim Erwerb von Fertigkeiten und Fähigkeiten als zu imitierende Autoritäten auf, doch sollen sie allein der Ausbildung einer selbsttätigen *philologischen Praxis* dienen, die dann zur eigentlichen Autorität wird.

III. Philologischer Dissens als Anlass methodologischer Explikation

Das nun bildet den Hintergrund, vor dem sich zwei Aspekte bei den philologischen Kontroversen im 19. Jahrhundert herauschälen: Der eine ist, dass sich die Verschwiegenheit des *tacit knowledge* der philologischen Praxis erst bei massiven Interpretationskontroversen in der Beredsamkeit methodischer Überlegungen ausspricht. Zur Rechtfertigung der eigenen philologischen Tätigkeit sowie der durch sie erzielten Ergebnisse werden die stillschweigend angewandten philologischen Methoden, also die *hermeneutica utens*, einer rekonstruierenden Reflexion unterzogen und dadurch zumindest in Teilen in die *hermeneutica artificialis* überführt. Das andere ist die nicht selten zu beobachtende polemische Schärfe in den Auseinandersetzungen. Man muss kaum Gegenbeispiele in der Altphilologie des 19. Jahrhunderts fürchten, behauptet man, der Streit um die *Geburt der Tragödie* zeichne sich hierbei besonders aus.⁴⁷ In den jeweils konkreten Interpretationskontroversen können es sicherlich recht verschiedene Aspekte und Gründe sein, die dafür verantwortlich sind – und so ist es denn auch bei dem Streit um die *Geburt der Tragödie*. Aber ein wichtiges

47 Zum ‚Wissenschaftskrieg‘ in der Germanistik vgl. u. a. Lothar Bluhm: *compilierende oberflächlichkeit* gegen *gernezensirende Vornehmheit*. Der Wissenschaftskrieg zwischen Friedrich Heinrich von der Hagen und den Brüdern Grimm. In: Ders., A. Hölder (Hrsg.): *Romantik und Volksliteratur*, Heidelberg 1999, S. 49–70.

Moment dürfte in der besonderen Art und Weise der Ausbildung und Ausprägung der philologischen Praxis liegen. Diese Formung zielte immer auf den ‚ganzen Menschen‘ – mit einem Wort: Es bildet sich ein wissenschaftliches Ethos, ein Berufsethos, in einem sozialen Sondermilieu aus, bei dem die Geltung moralischer Werte und die Einhaltung moralischer Normen als Garanten für eine gelungene philologische Praxis gelten. Obwohl die ‚moralischen Normen‘ des wissenschaftlichen Ethos in bestimmter Hinsicht unproduktiv sind und eher einschränkend und begrenzend wirken, greift es für das Selbstverständnis der Philologen zumindest des 19. Jahrhunderts viel zu kurz, sie dienten allein oder zuvörderst der *politischen Außenlegitimation*.

Die tiefste Verpflichtung (*basic commitment*) ist moralischer Art und aus ihr heraus betreibt man Philologie in einer bestimmten Weise als Wissenschaft, als *homo investigans*. *Takt* drückt schließlich auch diese eminent ethische Komponente des wissenschaftlichen Habitus des Philologen des 19. Jahrhunderts aus. Die intellektuelle Wissensbindung ist dabei aufgrund betonter Selbständigkeit und Selbsttätigkeit eher flexibel, die moralische hingegen eher rigide. Freilich bedeutete das nun nicht, dass man in den Auseinandersetzungen auf *argumenta ad personam* verpflichtet gewesen wäre. Zwar erscheint die Kritik am Verfehlen von moralischen Werten und Normen der wissenschaftlichen Ethik als gerechtfertigt und somit als erlaubt, aber man ist dazu nicht verpflichtet und schon gar nicht zu einer bestimmten ‚Rückhaltlosigkeit‘ oder ‚Offenheit‘: *Argumenta ad personam* sind mithin nicht unzulässig, man kann sich aber in der Situation im ‚Ton‘ vergreifen.⁴⁸ Sieht man die philologische Praxis als durchwirkt von intellektuellen und moralischen Werten und Normen, wie es in der Selbstwahrnehmung geschieht, so scheinen nicht nur schnell moralische Wert- und Normenkonflikte gegeben zu sein; es liegt zudem nahe, zur Erklärung wahrgenommener intellektueller Defizite, auf personale Eigenschaften („Charakter“) des Wissenschaftlers zurückzugreifen.

Dem Selbstverständnis entsprechend kann der Philologe als *Wissenschaftler* – wenn man so will: als *persona* – als einheitlich gesehen und beurteilt werden: In diesem Selbstbild gibt es keine strikte Trennung von ‚Wissenschaft‘ und ‚Charakter‘, auch wenn dem Philologen als Mensch zahlreiche Eigenschaften etwa seiner Lebensführung oder seiner Einstellungen zukommen, die in diesem Sinn weder seinen ‚Charakter‘ betreffen noch für die ‚Wissenschaft‘ als belangvoll gelten. Das philologische Wissenschaftsethos als integraler Teil der Wissenschaftsauffassung, das

48 Zu den Anfängen des Tons als Ausdruck der Selbstbeschreibung und der Analyse vgl. Carlos Spoerhase: Prosodien des Wissens: Über den gelehrten Ton. 1794–1797. In: L. Danneberg, C. Spoerhase, D. Werle (Hrsg.): *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*, Wiesbaden 2008 (in Vorb.).

normative *Selbstverständnis*, dass ‚Wissenschaft‘ und ‚Charakter‘ ein nicht trennbares Ganzes sind, ist allein schon hinreichend zur Erklärung der nicht seltenen *ad personam* gerichteten Invektiven in philologischen Kontroversen.

Gleichwohl fiel das polemische Gebaren der Philologen schon den Zeitgenossen auf und erschien ihnen als erklärungsbedürftig.⁴⁹ Dabei wird denn auch nicht allein beim „zanksüchtigen Philologen“ das Vorherrschen von „Wissenskämpfen, des Zanks und der Rechthaberei der Gelehrten“ gesehen, sondern es sei in allen Bereichen festzustellen, so denn z. B. auch in der Philosophie.⁵⁰ Aber auch die Philologen selbst thematisieren mitunter solche „Streitigkeiten“, nicht zuletzt hinsichtlich des Gesamteindrucks der Disziplin. Nach einer sich zu Wort meldenden Stimme stehe es „mit dem Ton der Streitschriften“ bei den Philologen „nicht schlimmer als in anderen Wissenschaften“ und man betont, dass die „Polemik“ in den Wissenschaften „eine Nothwendigkeit“ sei.⁵¹

Unabhängig von der Antwort auf die Frage, weshalb überhaupt über die epistemische Güte nicht allein von philologischen Wissensansprüchen gestritten wird, die hier nicht einmal berührt werden kann, lassen sich die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen im Rahmen der traditionellen Autoritäts- und Testimoniumstheorie modellieren, die im wesentlichen zwei Aspekte aufweist. Gerechtfertigt erscheint der Wissensnehmer hinsichtlich des Vertrauens, das er einem fremden Wissen entgegen bringt, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind: *zum einen*, dass den Wissensgeber kunst- und fachgerechte, also ‚zünftige‘ Argumente oder Autopsie zu seinem Zeugnis bewogen haben, kurz: auf seine *Kompetenz* als Zeugnisgeber in der Sache, *zum anderen* seine *Aufrichtigkeit*, kurz: dass er nicht wissentlich die Unwahrheit sagt. Ausgedrückt findet sich der letzte Aspekt verschiedentlich, nicht selten mit der Forderung nach ‚Wahrheitsliebe‘. Dieser Ausdruck – obwohl schon älter – lässt sich erst verstehen, wenn man seinen Gegenbegriff betrachtet: die Eigenliebe (später dann entsprechen dem Forderungen nach ‚Desinteressiertheit‘, ‚Objektivität‘, ‚Unparteilichkeit‘).⁵² Die *ad-personam*-Invektiven sind durchweg auf diese

49 Vgl. Jürgen Bona Meyer (1829–1897): *Wahrheitskampf, Gelehrtenzank und Parteienzwist*, Hamburg 1890; Zitate S. 4, 29, 32.

50 Zum Hintergrund Carlos Spoerhase: „Harte Kriege“. Johann Gottlieb Fichtes ‚Theorie‘ der Polemik. In: *Dialektik* 2/2005, S. 71–92.

51 Karl Friedrich Ameis (1811–1870): *Gottfried Hermann’s pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altklassischen Humanisten*, Jena 1850, S. 99, 101.

52 Das ist schon älter: So wird z. B. in der *Logik* von Port Royal unter der Überschrift *Des sophismes d’amour-propre, d’intérêt, & de passion* alles das behandelt, was auch ausschlaggebend sei für die Anerkennung von Wahrheitsansprüchen, denn die Menschen urteilen über die Wahrheit (oft) in Bezug auf sich selbst, wobei Wahrheit und Nützlichkeit miteinander identifiziert würden, vgl. Antoine Arnauld und Pierre Nicole: *La*

beiden Komponenten bezogen. Dieser Bezug auf die allgemeine Zeugnistheorie bedeutet aber auch, dass solche Muster von Kontroversen so alt sind wie diese Theorie. Das, was entscheidend ist zum Verständnis ihrer Verwendung in der Zeit, ist ihre Funktion: Es geht darum, die als offenkundig angesehenen Mängel der vorgetragenen philologischen (Forschungs-)Ergebnisse zu *erklären*. Zweifellos können die konkreten Absichten und Motive bei solchen ‚Invektiven‘ breit streuen. Doch geht es hier allein darum, einen *Grund* zu benennen, weshalb solche Invektiven nicht *per se* als unzulässig erscheinen.

Wichtig ist, dass bei den Philologen des 19. Jahrhunderts bei den *argumenta ad personam* durchweg eine Beschränkung auf das erfolgt, was – wie es bei einem der Akteure heißt – „in der Macht, was in dem Willen des Menschen steht“ und (nur) das könne „bei der Beurtheilung“ bei der Kritik eines Wissensanspruchs in Anschlag gebracht werden.⁵³ Vergleichsweise selten sind dann Invektiven, die auf das zielen, was den Wissenschaftsakteuren nicht willentlich verfügbar ist – das betrifft Mitgliedschaften, die dem einzelnen Wissenschaftler unfreiwillig zugewachsen sind wie etwa nationale, ethnische oder konfessionelle Zugehörigkeiten. Nur angemerkt sei, dass neben den extremen Hervorhebungen des Methodischen wie des Unmethodischen noch als drittes die der *hermeneutica naturalis* kommt. Kondensiert in der Sentenz *Interpres non fit, sed nascitur*.⁵⁴ Sie versteht sich in Abwandlung eines von David Ruhnken (1723–1798) stammenden Worts *Criticus non fit, sed nascitur* (wobei mit *criticus* der Philologe gemeint ist), das zurückgeht auf das alte lateinische Sprichwort unbekannter Herkunft: *Orator fit, Poeta nascitur*.⁵⁵ Mängel bei solchen Fähigkeiten, die als Voraussetzungen für das Betreiben von Wissenschaft erscheinen (wenn man so will, die *hermeneutica naturalis* betreffen), werden meist nicht direkt angesprochen.

Aber es gibt noch einen anderen Grund für die zur Erklärung (vermeintlicher) wissenschaftlicher Fehlleistungen in den philologischen

logique ou l'art de penser [... 1662, 1683]. Édition critique par Pierre Clair et François Girbal, Paris 1965, troisième partie, chap. XX, § 1 (S. 261).

53 Gottfried Hermann: Ueber Herrn Professor Böckhs Behandlung der griechischen Inschriften, Leipzig 1826, Vorrede, S. 1–16, hier S. 13 f. Hermann fährt fort: „Weitschweifigkeit und Unordnung des Vortrags, leichtsinniges Verachten der ersten Regeln der Kritik, anmaßende Behauptung durch nichts begründeter Einfälle, Aufstellung von am Tage liegenden Unmöglichkeiten, das sind Dinge, die, wo sie sich finden, nicht unberührt bleiben können. Denn es stand bey dem Schriftsteller, diese Fehler zu vermeiden, und verdient daher ein Rüge, daß er sie sich zu Schulden kommen ließ.“ Übrigens sind dies in etwa die Monita, die Hermann bei Boeckhs *Corpus Inscriptionum Graecarum* gegeben sieht.

54 Vgl. z. B. Boeckh: Encyclopädie (wie Anm. 14), S. 87.

55 Vgl. auch William Ringler: *Poeta Nascitur Non Fit*: Some Notes on the History of an Aphorism. In: *Journal of the History of Ideas* 2 (1941), S. 497–504.

Auseinandersetzungen relativ schnell herangezogenen Mutmaßungen über Verfehlungen beim wissenschaftlichen Ethos. Er hat zur Konsequenz, dass die philologischen Auseinandersetzungen nicht allein wegen der *ad-personam*-Invektiven aufschlussreich sind. Es handelt sich um das prononcierte Selbstbild der philologischen Praxis: Gestaltet durch die im Zuge der *hermeneutica docens* gebildete *hermeneutica utens*, vor allem ohne explizit verfügbare Rechtfertigungen durch eine *hermeneutica artificialis*. Es ist gerade dieses Vertrauen in die eigene Praxis, dass ein Interpretationsdissens nicht allein die Ergebnisse, sondern zugleich die philologische Kompetenz in Frage zu stellen droht. Erst das gibt den philologischen Kontroversen im 19. Jahrhundert ihre Brisanz. Ein gewichtiges Beispiel für diese Funktion des Interpretationsdissenses bietet die 150 Seiten umfassende Verteidigung seiner Darlegungen zu Pindars Gedichten, zu der sich August Boeckh aufgrund massiver Kritik genötigt sieht. Hier soll das, was explizit als *methodische Rekonstruktion* der eigenen philologischen Tätigkeit auftritt, der Gefahr – besser: dem Eindruck – interpretatorischer *Willkür* begegnen:

Nachdem ich mich [...] an der Kritik des Pindar ausübend versucht habe, finde ich, daß dem Ueberzeugenden meiner Darstellung wenigstens für diejenigen, welche sich nicht auf demselben Standpunkt befinden, weil sie nicht denselben Weg gegangen sind, die Einsicht in die Methode fehle, welche beim Finden geleitet hat; so daß also, wenn das Einzelne anders und wieder anders gemacht wird, am Ende jeglicher dieser Behandlungen auf gleiche Weise gültig erscheinen könnte. Denn es liegt hier ein Unbekanntes vor, welches wir ausmitteln sollen; wenn nun der Eine dies, der Andere jenes ausgemittelt hat, läßt sich, wer das wahre gefunden hat, nicht immer an dem Gefundenen selbst erkennen, weil das Eine und das Andere im Allgemeinen möglich ist; die mittheilbare Überzeugung beruht daher vorzüglich auf der Sicherheit der Methode, welche aber bei der kritischen Behandlung eines Schriftstellers, wo alles vereinzelt erscheint, nicht zur völligen Klarheit kommen kann. So wie ich daher für Erklärung und Kritik überhaupt jetzt eine Methodik für vorzüglich wichtig halte, so scheint mir eben auch bei diesem besonderen Gegenstande die Betrachtung des Methodischen sehr nützlich, damit nicht nach Einfällen und Willkühr verfahren werde, sondern kunstmässig und auf eine begründete Weise.⁵⁶

Die explizite Reflexion von Fragen der philologischen Methode ist (im 19. Jahrhundert) zwar ganz wesentlich an den wissenschaftlichen Dissens gebunden, doch ein weiteres Moment ist dabei noch wesentlich, das sich angesichts des Vertrauens in die philologische Praxis erhellt. Das Ziel, dem die Seminarübungen dienen, lässt sich auch so umschreiben, dass im Zuge der *exercitationes hermeneuticae* in gewisser Hinsicht ‚bewusstlose‘

56 August Boeckh: Ueber die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte [1820/1821/1822]. In: Ders.: Gesammelte kleine Schriften, Bd. 5, Leipzig 1871, S. 248–396, hier S. 250.

Fertigkeiten gebildet werden,⁵⁷ die gleichsam zur zweiten Natur (*consuetudo secunda natura*) werden.⁵⁸

Nach dem Selbstbild müssen diese nun nicht so sehr in das eigene Bewusstsein gehoben werden, also zu einer ‚bewussten Praxis‘ sich läutern, als vielmehr in das desjenigen, der die vorgetragene Wissensansprüche nicht teilt, zumal wenn derjenige selbst als ‚philologischer Meister‘ gelten kann. Das lässt sich auch so umschreiben: Die erworbenen Fertigkeiten und Fähigkeiten werden niemals in dem Sinn als ein ‚privates‘ Können aufgefasst, das grundsätzlich nicht ‚öffentlich‘, nicht von anderen teilbar wäre.⁵⁹ Fälle ausgesprochener Nichtteilbarkeit lassen sich mehr oder weniger durch bestimmte *Eigenschaften* desjenigen erklären, der sie dann auch nicht zu teilen in der Lage ist. Doch in den anderen Fällen wird ein Problem registriert, das sich auf die *Vertrauenswürdigkeit* der (eigenen) philologischen Praxis bezieht. Faktisch bilden das die wenigen Gelegenheiten, in denen sich der ‚philologische Meister‘ außerhalb der universitären Lehre aufgrund *autochthoner* Konstellationen aufgefördert sieht, methodische Fragen für die wissenschaftliche Öffentlichkeit zu reflektieren. Die anderen Beispiele sind durchweg Anlässen geschuldet, die demgegenüber als *allochthone* erscheinen – akademische Festreden unterschiedlicher Art, nicht selten aber auch fällt die eine oder andere Bemerkung in den Nekrologen auf verehrte Lehrer.

Einen letzten Aspekt bildet das Problem, dass eine solche, die Nachvollziehbarkeit und Plausibilität des eigenen Vorgehens stiftende Reflexion sich so weit wie möglich auf die Methode *sensu stricto* zu beschränken hat. Erst durch diese Beschränkung erscheint es in den auslösenden Situationen des *Dissenses* möglich, den vorgetragenen eigenen Wissensanspruch durch Rekonstruktion seiner ‚methodischen Genese‘ unter ‚Beweis‘ zu stellen. Doch das lässt sich faktisch nur schwer verwirklichen – nach dem gemeinhin geteilten Selbstbild des Philologen, erscheint es eher als ein unmögliches Unterfangen. Und genau daran knüpft sich dann das, was als wahrgenommenes Ungenügen gegenüber *wohlgesonnenen* Kollegen zum Ausdruck gebracht wird, was sich mitunter aber auch öffentlich in massiven Rückgriffen auf *ad-personam*-Invektiven und -Erklärungen ausdrückt. Weniger die Bemängelung *methodischer Fehler* ist die

57 Vgl. z. B. Boeckh: Encyklopädie (wie Anm. 14), S. 75: Das „richtige Verstehen wie das logische Denken“ sei deshalb eine „Kunst“, weil es „auf einer halb bewusstlosen Fertigkeit“ beruhe.

58 Vgl. z. B. Friedrich Schleiermacher: Hermeneutik [...], hrsg. u. eingel. v. Heinz Kimmerle, Heidelberg 1974, S. 75: „Wenn wir überall kunstmäßig verfahren, so kommen wir doch am Ende zu einer unbewußten Anwendung der Regeln ohne daß wir das kunstgemäße verlassen hätten.“

59 Etwa im Sinn von *public method* bei Alvin I. Goldman: Science, Publicity, and Consciousness. In: *Philosophy of Science* 64 (1997), S. 525–545, hier S. 534.

Strategie, sondern es sind die Versuche zur *Erklärung* des Zustandekommens eines für inakzeptabel gehaltenen Wissensanspruchs.

Niemand ist davon ausgenommen. Auch nicht August Boeckh in der heftigen, von beiden Seiten mitunter wenig gegenseitige Achtung und Respekt verratenden Auseinandersetzung mit Gottfried Hermanns Kritik am *Corpus Inscriptionum Graecarum*. Diese anhaltende, von nicht Wenigen getragene Auseinandersetzung ist in die Geschichte der Philologie als ‚Methodenstreit‘ zwischen ‚Sachphilologie‘ und ‚Wortphilologie‘ eingegangen. Solche plakativen Entgegensetzung treffen selten die komplizierten Probleme der zeitgenössischen Philologie, selbst dann kaum, wenn man den Ausdruck ‚Methode‘ weit fasst oder ihn sich von den Partizipanten vorgeben lässt. Ähnliches gilt auch für andere in dieser Weise titulierte Streitkomplexe wie der ‚Methodenstreit‘ in der Geschichtswissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts.⁶⁰ Die sich näher mit dem ‚Sach-versus-Wort-Philologie-Streit‘ beschäftigenden Beiträge richten sich dann auch eher auf die unterschiedlichen ‚methodischen Positionen‘⁶¹ oder sie fahnden nach den indirekten Spuren dieses Streits in den verschiedensten Verlautbarungen.⁶²

An dieser Stelle bedarf es keiner genaueren Analyse dieser Kontroverse. Es genügt in Anbetracht der Fragestellung, nur auf einen bestimmten Aspekt einzugehen. Nach Boeckh findet man gerade „bei einseitigen Grammatikern“ einen „auffallenden Mangel an richtigem Geschmack und gesunder Urteilskraft“.⁶³ Es ist dieser Mangel, der die philologischen Differenzen in den erzielten Ergebnissen *erklärt*. Nach fünfzig Seiten sachlicher Argumentation kommt Boeckh am Ende erneut auf diese Erklärung zurück und weitet sie mit Hilfe einer Erläuterung aus, die nach seiner Ansicht sowohl für die Philologie als auch für die Philosophie gelte: Bei dieser Kritik mit ‚fehlender Urteilskraft‘ handele es sich um „verderbliche Sophistik“, die „sich im Leeren ergeht, das wirklich Bewiesene unsicher zu machen strebt und durch Syllogistik zu ersetzen

60 Vgl. u. a. Karl Heinz Metz: Der Methodenstreit in der deutschen Geschichtswissenschaft (1891–1899): Bemerkungen zum sozialen Kontext wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. In: *Storia della storiografia* 6 (1984), S. 3–20, oder Sam Whimster: Die begrenzte Entwicklungsmöglichkeiten der Historischen Soziologie im „Methodenstreit“: Karl Lamprecht und Max Weber. In: W. J. Mommsen, W. Schwentker (Hrsg.): *Max Weber und seine Zeitgenossen*, Göttingen 1988, S. 380–402.

61 Vgl. Ernst Vogt: Der Methodenstreit zwischen Hermann und Boeckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie. In: H. Flashar u. a. (Hrsg.): *Philologie und Hermeneutik*, Göttingen 1979, S. 103–121.

62 So in der inhaltsreichen Darstellung von Cornelia Lehmann: *Die Auseinandersetzung zwischen Wort- und Sachphilologie in der deutschen Klassischen Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts*, Phil. Diss., Berlin 1964.

63 August Boeckh: *Ueber die Logisten und Euthynen der Athener* [1827]. In: Ders.: *Gesammelte kleine Schriften*, Bd. 7, Leipzig 1872, S. 262–328, hier S. 268.

sucht, was ihr an Kenntnissen, geradem Urteil, künstlerischem Takt und Tiefe der Anschauung abgeht“.⁶⁴ Das ‚Methodische‘ (eines Gottfried Hermann) erscheint hier als das ‚Formale‘, das den Mangel an ‚Takt‘ („Geschmack“ und „Urteilkraft“) nur zu verschleiern suche.

Festzuhalten bleibt auch, dass solche Hinweise auf Fehlendes zwar zur Erklärung dienen, selbst aber nie den *Ablehnungsgrund* für einen philologischen Wissensanspruch bilden konnten. Das entscheidende war die philologische Argumentation ‚in der Sache‘ – in diesem Sinn *sollte* das ‚Ergebnis‘ vor der ‚Moral‘ kommen. Der Hinweis auf *Fehlendes* soll in fortgesetzten Debatten oftmals eine Erklärungsleistung für etwas erbringen, das nach dem Selbstverständnis der Akteure eigentlich nicht vorgeesehen ist und daher erklärungsbedürftig erscheint. Das ist nicht der Dissens als solcher, sondern der *anhaltende* Dissens (zwischen den ‚Meistern‘). So heißt es bei Boeckh im Blick auf Hermann, „beider Ansichten vom Altertum und Philologie“ lägen „zu weit auseinander [...], als daß Verständigung unter uns möglich schein[e]“.⁶⁵ Obwohl es zunächst nur die alte Einsicht ausdrückt, dass ohne gemeinsame Basis geteilter Wissensansprüche keine erfolgversprechenden Auseinandersetzungen stattfinden können, wenn sie nicht nur selbstexplizierend sein wollen, ist solchen Äußerungen oftmals nicht leicht zu entnehmen, inwiefern es sich tatsächlich um grundlegende epistemische Divergenzen handelt. Im Nachhinein erscheint dieser ‚Streit‘ Boeckh selbst nur noch als ein „Wortstreit“.⁶⁶ Unabhängig davon entspricht das strukturell unter einem bestimmten Gesichtspunkt einem Konzept des ‚Häretikers‘. Der entscheidende Punkt ist nicht der Widerstreit, in dem sich der ‚Häretiker‘ zu anderen Auffassungen befindet, sondern seine Hartnäckigkeit: Trotz (mehrfacher) Belehrung über seinen ‚Irrtum‘ hält er an ihm fest. Genau diese Hartnäckigkeit ist es, die angesichts der Autorität der philologischen Praxis als besonders erklärungsbedürftig gilt.

Solche ‚Erklärungen‘ des Dissenses mögen naiv erscheinen, doch abgesehen von ihrem kognitiven Wert ist an dieser Stelle aufschlussreicher, was durch sie beschädigt und was geschützt wird – sehr vereinfacht: *Beschädigt* wird durch das Absprechen von Kompetenzen die Integrität des Wissenschaftlers als ‚Person‘, mehr noch durch das Attestieren nicht kognitiver, sondern charakterlicher Defizite; *geschützt* wird eine Idee der Integrität der ‚Disziplin‘, der ‚Wissenschaft‘ oder welches transpersonale Gebilde man auch immer meinte.

64 Ebenda, S. 325 f.

65 Ebenda, S. 327.

66 Boeckh: Encyklopädie (wie Anm. 14), S. 67.

IV. Wilamowitz-Moellendorff contra Nietzsche

Auf die hier näher in Augenschein zu nehmende Auseinandersetzung ist oft hingewiesen worden. Aber es gibt kaum Untersuchungen, die in dem Sinn einschlägig sind, dass sie den Streit nicht nur mehr oder weniger beiläufig erwähnen und ihn nicht vor allem nutzen, um eigene Duftnoten der Parteinahme zu hinterlassen. Diese wenigen Untersuchungen sind allerdings ergiebig, indem sie neues Material für die Kontextualisierung bieten und abwägend sind.⁶⁷ Doch auch sie analysieren die *Kontroverse* nicht. Die Schwierigkeiten, die sich bei ihrer umfassenderen Analyse stellen, sind allerdings immens. Sie liegen allein schon darin, dass sich dieser Streit als wichtige Episode in drei eminenten Gelehrtenleben nicht isoliert betrachten lässt. Was die *Geburt der Tragödie* auch sonst alles sein mag: Sie ist *auch* ein gräzistisches Werk eines allein als Altphilologe gründlich ausgebildeten und kompetenten Verfassers, und sie ist *auch* adressiert an die Altphilologen der Zeit. Das Interesse richtet sich auf den Philologen Nietzsche, die Schwächen wie Stärken seiner diesbezüglichen Leistungen,⁶⁸ seine Ansichten zur philologischen Tätigkeit – unter Einschluss

67 Das gilt vor allem für William Musgrave Calder III: The Wilamowitz-Nietzsche Struggle: New Documents and a Reappraisal. In: Nietzsche-Studien 12 (1983), S. 214–254; Jaap Mansfeld: The Wilamowitz-Nietzsche Struggle: Another New Document and Further Comments. In: Ebenda 15 (1986), S. 41–58. – Zu den älteren ausführlicheren Darlegungen gehören John Henry Groth: Wilamowitz-Möllendorff on Nietzsche's Birth of Tragedy. In: Journal of the History of Ideas 11 (1950), S. 179–190; Hans Reiss: Nietzsches ‚Geburt der Tragödie‘. In: ZfdPh 92 (1973), S. 481–511; Michael S. Silk, Joseph P. Stern: Nietzsche on Tragedy, Cambridge 1981, S. 90–106; eine nur beiläufige Erörterung findet das bei Christian Benne: Nietzsche und die historisch-kritische Philologie, Berlin, New York 2005, S. 292 ff.; gleichwohl handelt es sich um die einzige Untersuchung, die kenntnisreich versucht, Nietzsches Auffassung von Philologie auf den zeitgenössischen Kontext zurückzubeziehen.

68 Vgl. u. a. Hugh Lloyd-Jones: Nietzsche and the Study of the Ancient World. In: J. C. O'Flaherty u. a. (Hrsg.): Studies in Nietzsche and the Classical Tradition, Chapel Hill 1979, S. 1–15; Viktor Pöschl: Nietzsche und die klassische Philologie. In: Flashar (wie Anm. 61), S. 141–155; William G. Arnott: Nietzsche's View of Greek Tragedy. In: Arethusa 17 (1984), S. 135–149. Schwächen, aber auch Stärken von Nietzsche als Altphilologen umreißt Fritz Bornmann: Anekdoten Nitzscheana aus dem philologischen Nachlaß der Basler Zeit (1869–1878). In: T. Borsche u. a. (Hrsg.): ‚Centauren-Geburten‘: Wissenschaft, Kunst und Philosophie beim jungen Nietzsche, Berlin, New York 1994, S. 67–80; Marcello Gigante, Friedrich Nietzsche, Diogenes Laertius. In: Ebenda, S. 3–16; Joachim Latacz: Fruchtbare Ärgernisse: Nietzsches ‚Geburt der Tragödie‘ und die gräzistische Tragödienforschung, Basel 1998; Christa Davis: Acampora, Nietzsche's Problem of Homer. In: Nietzscheforschung 5/6 (2000), S. 553–574; James I. Porter: The Invention of Dionysus. An Essay on ‚The Birth of Tragedy‘, Stanford 2000, bes. die ergiebigen Darlegungen in Barbara von Reibnitz: Ein Kommentar zu Friedrich Nietzsches ‚Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik‘, Stuttgart, Weimar 1992.

seiner universitären Lehre wie der am Basler Pädagogium⁶⁹ –, seiner gelegentlichen, sich allerdings über den gesamten Zeitraum seines Schaffens erstreckenden Äußerungen zur philologischen Methode und Interpretation.⁷⁰ Freilich sind diese Äußerungen nicht selten stark situationsabhängig; in ihrer Knappheit und aufgrund des Umstandes, dass sie zu großen Teilen in zu Lebzeiten unveröffentlichten Schriften fallen erweisen sie sich als recht heterogen und vor allem als ängstlich und überaus interpretationsbedürftig. Gleichwohl versucht man nicht selten seine einschlägigen *dicta* unter immensem hermeneutischem Einsatz so zu deuten, dass sie sich vom zeitgenössischen Verständnis der Philologie deutlich abheben (einschließlich seiner ‚bildungs‘- wie ‚disziplinarkritischen‘ Bemerkungen),⁷¹ mitunter sogar für die Jetztzeit als vorwegnehmend

- 69 Zu seiner sehr engagierten Lehrtätigkeit an der Basler Universität und am dortigen Pädagogium neben Richard Meister: Nietzsches Lehrtätigkeit in Basel 1869–1879. In: Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 85 (1948), S. 103–121, vor allem Hans Gutzwiller: Friedrich Nietzsches Lehrtätigkeit am Basler Pädagogium. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 50 (1951), S. 148–224; Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsche in Basel. In: Basler Jahrbuch 1970, S. 53–68; ders.: Friedrich Nietzsches akademische Lehrtätigkeit in Basel 1869–1879. In: Nietzsche-Studien 3 (1974), S. 192–203.
- 70 Vgl. u. a. Karel Svoboda: Friedrich Nietzsche als klassischer Philolog. In: Zeitschrift für die deutschösterreichischen Gymnasien 69 (1919), S. 657–673; Ernst Howald: Friedrich Nietzsche und die klassische Philologie, Gotha 1920; die von Bewunderung durchzogenen Darstellung bei Johannes Stroux: Nietzsches Professur in Basel, Jena 1925; Thomas Moody Campbell: Aspects of Nietzsche's Struggle with Philology to 1871. In: The Germanic Review 12 (1937), S. 251–266; Antonio Bernardini: Gaetano Righi. In: *concetto di filologia e di cultura classica nel pensiero moderno*, Bari 1947, S. 556–581; Ernst Vogt: Nietzsche und der Wettkampf Homers. In: *Antike und Abendland* 11 (1962), S. 103–113; Francisco Rodríguez Adrados: Nietzsche y el concepto de la Filología Clásica. In: *Habis* 1 (1970), S. 103–113; Heinz Wisman: Nietzsche et la philologie. In: *Nietzsche aujourd'hui*, Tom. II, Paris 1973, S. 325–335; James Whitman: Nietzsche in the Magisterial Tradition of German Classical Philology. In: *Journal of the History of Ideas* 47 (1986), S. 453–468; Marcello Gigante: Friedrich Nietzsche nella filologia classica [1984]. In: Ders.: *Classico e mediazione*, Roma 1989, S. 21–53; ders., Nietzsche und die Klassische Philologie. In: M. Riedel: „Jedes Wort ist ein Vorurteil“. *Philologie und Philosophie in Nietzsches Denken*, Köln u. a. 1999, S. 151–190; Manfred Riedel: Die Erfindung des Philologen. Friedrich August Wolf und Friedrich Nietzsche. In: *Antike und Abendland* 42 (1996), S. 119–136; Denis Thouard: Le centaure et le cyclope. Nietzsche et la philologie entre critique et mythe. In: M. Crépon (Hrsg.): *Nietzsche*, Paris 2000, S. 155–174; Christian Benne: Methodische Aspekte der Philologie im Denken Nietzsches. In: M. Knoche u. a. (Hrsg.): *Zur unterirdischen Wirkung von Dynamit: Vom Umgang Nietzsches mit Büchern*, Wiesbaden 2006, S. 15–33.
- 71 Vgl. z. B. Hans Kluge: *Die Bildungsidee in den Schriften des jungen Nietzsche*, Frankfurt a. M. 1955; Wolfgang Schmid: *Die Grundlegung der Bildung im Denken des jungen Friedrich Nietzsche*, Köln 1971; Ulrich Grummes: *Das Problem der Bildung: eine Auseinandersetzung mit dem Denken des jungen Nietzsche*, Phil. Diss., München 1971; Rainer Kokemohr: *Zukunft als Bildungsproblem. Die Bildungsreflexion des*

oder gar vorausweisend erscheinen, zumindest für das, was man für ‚gut‘ und ‚richtig‘ ansieht.⁷² Mitunter finden sich zudem Versuche, Nietzsche wieder zurückzugemeinden in das Gedächtnis der Altphilologie – das ist vielleicht ehrenwert, muss aber zum Verständnis der Ausgrenzung Nietzsches in der (Alt-)Philologie des 19. Jahrhundert nichts beitragen;⁷³ auch nicht, wenn es just Schüler Wilamowitz-Moellendorffs sind, die im 20. Jahrhundert Nietzsche in der einen oder anderen Hinsicht ‚rehabilitieren‘.⁷⁴

jungen Nietzsche, Düsseldorf 1973; Josef Leonrad Blass: Ende der Bildungstradition. Methodologische Reflexionen zu Nietzsches „Wir Philologen“. In: Pädagogische Rundschau 27 (1973), S. 545–563; ders.: Kritik und Neuentwurf der Bildung in Nietzsches Basler Vorträgen „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“. In: Saeculum 28 (1977), S. 101–109; Torsten Schmidt-Millard: Nietzsches Basler Vorträge „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“. Die Aporie der Bildungstheorie des „Genius“ und ihre Überwindung in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, Diss. Phil., Köln 1982; David E. Copper: Authenticity and Learning: Nietzsche’s Educational Philosophy, Aldershot 1991 (1983); Hubert Cancik: „Philologie als Beruf“. Zu Formgeschichte, Thema und Tradition der unvollendeten vierten Unzeitgemäßen Friedrich Nietzsche. In: Borsche (wie Anm. 68), S. 81–96; Holger Gutschmidt: „Bildungsanstalten“ beim frühen Nietzsche: die Universitätsidee Nietzsches zwischen Fichte und Humboldt. In: Nietzscheforschung 12 (2005), S. 97–109.

72 Vgl. u. a. Johann Figl: Interpretation als philosophisches Prinzip: Friedrich Nietzsches universale Theorie der Auslegung im späten Nachlaß, Berlin, New York 1992; ders.: Hermeneutische Voraussetzungen der philologischen Kritik. Zur wissenschaftsphilosophischen Grundproblematik im Denken des jungen Nietzsche. In: Nietzsche-Studien 13 (1984), S. 111–128; ders.: Nietzsches Verständnis der „Kunst des Lesens“: Skripturalität als hermeneutische Aufgabe im Kontext der Metaphysikdiskussion. In: G. Abel, J. Salaquarda (Hrsg.): Krisis der Metaphysik, Berlin, New York 1989, S. 154–172; ders.: Nietzsches Philosophie der Interpretation. In: Text und Kontext 23 (2001), S. 19–30; Luigi Cataldi Madonna: Il razionalismo di Nietzsche. Filologia e teoria della conoscenza negli scritti giovanili, Napoli 1983; Hendrik Birus: „Wir Philologen...“: Überlegungen zu Nietzsches Begriff der Interpretation. In: Revue internationale de Philosophie 38 (1984), S. 373–395; ders.: Nietzsche als Interpret. In: Euphorion 78 (1984), S. 436–449; Alan D. Schrift: Genealogy and the Transvaluation of Philology. In: International Studies in Philosophy 20 (1988), S. 85–95; ders.: Nietzsche and the Question of Interpretation: Between Hermeneutics and Deconstruction, New York, London 1990; Johann Nepomuk Hoffmann: Wahrheit, Perspektive, Interpretation. Nietzsche und die philosophische Hermeneutik, Berlin, New York 1994; ders.: Hermeneutik nach Nietzsche: Thesen und Überlegungen an Nietzsches Begriff der Interpretation. In: Nietzsche-Studien 25 (1996), S. 261–301; James I. Porter: Nietzsche and the Philology of the Future, Stanford 2000.

73 Vgl. u. a. Gherardo Ugolini: „Philologus inter Philologos“. Friedrich Nietzsche, die Klassische Philologie und die griechische Tragödie. In: Philologus 147 (2003), S. 316–342, oder Latacz (wie Anm. 68).

74 Dazu neben Latacz (wie Anm. 68) auch Hubert Cancik: Der Einfluß Nietzsches auf klassische Philologen in Deutschland bis 1945. In: Flashar (wie Anm. 61), S. 381–402; Ernst Vogt: Wilamowitz und die Auseinandersetzung seiner Schüler mit ihm. In: Calder III (wie Anm. 86), S. 613–631.

Zudem kann man sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, dass Nietzsche etwa in seiner Encyclopädie-Vorlesung in vielem nicht sonderlich originell und offenbar noch nicht so nietzscheartig ist, wie das der vorgebildete Leser am Ende des vorigen Jahrhunderts erwartet. Doch ein solches Eingeständnis droht den Gegenstand liebevoller Beschäftigung zu entwerten, und so rettet man dessen Dignität, indem man Nietzsche gleichsam als Seismographen der ‚Spannungen‘, der ‚(Selbst-) Widersprüche‘ und ‚perversity‘, unter denen die gesamte Altphilologie der Zeit leidet, konstruiert⁷⁵ – um letztlich Nietzsche als glaubwürdigen Zeugen seines Autostereotyps zu folgen.⁷⁶ Beim blutjungen Nietzsche erkennt man gar eine ‚tiefes Problembewusstsein hinsichtlich des Textverstehens‘, aber es bleibt nicht mehr als ein Bekenntnis zu Nietzsche, ohne jedes Argument. Das Muster ist denn auch eher, dass man das herausholt, was Nietzsche ‚nie als theoretisches Postulat ausdrücklich formuliert hat‘.⁷⁷ Als Geburtshelfer fungieren Anleihen aus der philosophischen Hermeneutik à la Gadamer.

Ignoriert wird durchweg, dass Nietzsche, wie auch andere in der Zeit, als ‚Seminar-kind‘ wissenschaftlich und sozial geprägt wurde; dass er in weiten Teilen die gleiche Selbstverständigungssprache verwendet wie andere Philologen, vor allem dass man das, was ihn gegenüber den zeitgenössischen philologischen Auffassungen heraushebt – nicht zuletzt in Verbindung mit seiner Philosophierezeption sowie seinen Vorstellungen, die so erfolgreiche ‚analytische‘ Vergangenheit der altphilologischen Forschung sei mittlerweile reif für den (seinen) synthetisierenden, zusammenschauenden Übergang,⁷⁸ zu einer ‚erhebenden Gesammtanschauung‘⁷⁹ –, nicht erkennen kann, ohne die Folie der zeitgenössischen philologischen

75 So Porter (wie Anm. 72), S. 167 ff.; beindruckend auch S. 62 ff.: „In ways, it [scil. Nietzsche’s solution] anticipates Foucault’s complex answer in the question ‚What is an Author?‘: [...]“

76 Vgl. Friedrich Nietzsche: *Ecce homo* (KSA 6, S. 282): „Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Übung an mir als an einem sehr feinen und zuverlässigen Instrument ablese [...]“

77 Figl (wie Anm. 72), S. 115.

78 Nach Nietzsche (wie Anm. 4, S. 375) befinde man sich in der altphilologischen Kritik noch immer im ‚Zeitalter der Analysis‘, die ‚mühsam‘ sei, doch ‚bald‘ sei es ‚möglich‘, ‚die Dinge zu componiren, die Periode der *Synthesis* nach der der *Analysis*. Jeder [...] muß sich erst dem Zeitalter der Analysis würdig erweisen, ehe er an das Zeitalter der Synthesis denken darf.“ Es ist wohl keine Frage, dass Nietzsche sich selbst in der ‚Periode der Synthesis‘ angekommen sieht.

79 In verschiedenen Zusammenhängen spricht Nietzsche dies an und fasst es in unterschiedliche Bilder; etwa das ‚Maulwurfstreiben‘ (Brief v. 20.9.1868 an Rohde, KSB 2, S. 344) und die ‚erhebende Gesammtanschauung‘ (Brief v. 6.4.1867 an von Gersdorff, KSB 2, S. 209); Rohde in einem Brief v. 5.11.1872 ‚beseelenden Gesammtanschauung‘, zitiert nach: Calder III (wie Anm. 67), S. 243.

Selbstwahrnehmung zu erkunden, vor dem dieses Absetzen geschieht. Bei seiner ‚Philologenkritik‘ ist deshalb auch zu beachten, inwiefern sie sich gegen den Berufsstand oder gegen die auferlegte und weithin erwartete, aber längst nicht mehr unstrittige Erfüllung ‚erzieherischer‘ Aufgaben oder wann sie sich gegen die philologische Praxis der Zeit richtet. Nicht wenige seiner Bekundungen erscheinen als Umschreibungen der *hermeneutica utens* des Seminars und seine Sprache der Redlichkeit und intellektuellen Rechtschaffenheit,⁸⁰ geradezu die Identifizierung dieser Tugenden mit der Philologie, ist dem Philologen seiner Zeit gerade nicht unverständlich.⁸¹ Dazu gehört auch seine gelegentliche Betonung der „Kunst, gut zu lesen“, wie aus den Zusammenhängen deutlich wird, ist damit die zeitintensive *lectio statuaris* und nicht die *lectio cursoria* gemeint (das oberflächliche und schnelle Lesen des Ungeübten),⁸² das „einfache

80 Nur ein herausgegriffenes Beispiel (Nietzsche: Enzyklopädie, S. 374): „Es ist nun sehr wichtig, daß sich der junge Philolog an strenge Methode in beiden [scil. Kritik und Hermeneutik] von vornherein gewöhnt. Eine Verwöhnung ist später kaum wieder gut zu machen. [...] Es handelt sich hier um etwas *Ethisches*. Der Trieb der Wahrheit befriedigt sich erst in streng *logischen* Operationen. Der charaktervolle Philolog macht hier die strengsten Anforderungen. Es ist möglich, daß seine *aesthetischen* u. *ethischen* Bedürfnisse hier mit einander in Feindschaft sind. Die Wissenschaft hat nichts mit dem Genuß zu thun, außer in der Lust an der strengen Wahrheit.“

81 Ein enger Konnex besteht z. B. auch bei seinem Gebrauch des Ausdrucks ‚Methode‘: In welchem Sinn kann er den Ausdruck verwenden, wenn es an der berühmten Stelle im *Antichrist* 59 heißt: „Alle Voraussetzungen zu einer gelehrten Kultur, alle wissenschaftlichen *Methoden* waren bereits da“ vor dem 19. Jahrhundert. „Alles Wesentliche war gefunden, um an die Arbeit gehen zu können: – die Methoden, man muß es zehnmal sagen, sind das Wesentliche, auch das Schwierigste, auch das, was am längsten die Gewohnheiten und Faulheiten gegen sich hat“; dann die „Rechtschaffenheit der Erkenntnis [...] Und dazu gerechnet der gute, der feine Takt und Geschmack! *Nicht* als Gehirn-Dressur.“ Nach seinem ersten Jahr des Studiums in Bonn schreibt Nietzsche an seine Mutter (KSB I, 2, S. 51): „Es kommt ja wesentlich darauf an, als Philologe Methode zu lernen; und wo besser als hier? Gerade der Anfang des Studiums, die Gewöhnung an eine bestimmte Richtung ist das Wesentliche.“ Damit vergleiche man dann den Brief vom 9.12.1868 an Rohde (KSB I, 2, S. 340): Neben der strengen Methode sei es „philologischer Witz, eine sprunghafte Vergleichung versteckter Analogien und die Fähigkeit, paradoxe Fragen zu thun“. In einer Vorlesung zur Enzyklopädie (S. 388) keinen Deut von der Zeit abweichend, dabei die verschiedenen Aspekte bündelnd ‚Übung‘, ‚Wege‘ (Methode), ‚Production der besten Philologen‘; das reicht bis zum Aspekt des durch Arbeit erworbenen ‚Eigenthums‘: „2. Dann die, in denen der Einzelne sich in’s Klare setzen läßt ob er die richtigen Wege geht. [...] Hier ist es nützlich, zu seiner methodischen Ausbildung sich eine kleinere Schrift vorzunehmen u. diese nun bis zur Nagelprobe genau für sich durchzuarbeiten: u. zum persönl. Eigenthum machen. [...] Man kann die richtige Methodik nur durch fortwähr. Übung lernen. Ein Seminar hat keinen Sinn, wenn es nicht mit der Production der besten Philologen in Verbindung steht.“ Offenbar war Nietzsche fasziniert davon, „wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt“ (HKG 3, S. 296).

82 Vgl. z. B. Friedrich Nietzsche: *Morgenröthe*, Vorrede, 5.

Verstehenwollen dessen, was der Autor sagt⁸³ mit der offenen oder versteckten Entgegensetzung zur „Interpretation“. Auch wenn hier nicht dafür argumentiert werden kann, lässt sich auch das als in der Zeit nicht allzu fremde Umschreiben der philologischen, im Seminar ausgebildeten Fähigkeiten und Fertigkeiten sehen. Nimmt man die Seminarsituation in den Blick, so verwischen sich die Bilder: Allein Unkenntnis erzeugt hübsch konturierte Mythen.

Ähnliches gilt für Wilamowitz-Moellendorff und seine über die Jahrzehnte seiner langen Tätigkeit verstreuten, nicht zuletzt situativen Äußerungen, aus denen sich seine Ansichten zur Philologie wie zur philologischen Tätigkeit ermitteln ließe.⁸⁴ Ein anderes Feld ist beider Auseinandersetzung mit der alten und zeitgenössischen Philosophie, aber auch den anderen Wissenschaften – bei Nietzsche ein riesiges,⁸⁵ bei Wilamowitz-Moellendorff ein vergleichsweise kleines Feld. Eher entspricht letzterer dem in der Zeit gemeinhin gängigen Bild vom philosophieabstinenten Altphilologen.⁸⁶ Allerdings gilt dies bei ihm eher für die *philosophi recentiores*,⁸⁷ und sicherlich sind seine Sympathien mehr bei der Philosophie Platons als bei der des Aristoteles.

83 Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches I, 270.

84 Noch am ergiebigsten, wenn auch in vielfacher Hinsicht korrekturbedürftig, Manfred Landfester: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und die hermeneutische Tradition des 19. Jahrhunderts. In: Flashar (wie Anm. 61), S. 265–280; ferner William M. Calder III: How Did Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff Read a Text? In: Classical Journal 86 (1991), S. 344–352; ders.: Credo gegen Credo. Arbeit gegen Arbeit; Anschauung gegen Anschauung. In: Ders., A. Demandt (Hrsg.): Eduard Meyer: Leben und Leistung eines Universalhistorikers, Leiden 1990, S. 41–73, Harald Patzer: Wilamowitz und die klassischen Philologie. In: H. Kusch (Hrsg.): Festschrift Franz Dornseiff zum 65. Geburtstag, Leipzig 1953, S. 244–257.

85 Vgl. z. B. Ekkehart Schaffer: Philosophie und Philologie bei Nietzsche: neuere Tendenzen der Nietzsche-Forschung. In: DVjs 71 (1997), S. 635–646.

86 Diese Auseinandersetzungen sind im Einzelnen ebenso kompliziert wie komplex; davon lassen die gängigen Dikta wie das Diktum von Friedrich Paulsen (1846–1908): Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht, Bd. II, Berlin, Leipzig 31921, S. 227 („Wolf besaß in vollem Maß die Verachtung gegen Philosophie und Pädagogik, welche dem echten Philologen immer eigen gewesen ist“) wenig erahnen; weder bei Wolf ist das in dieser undifferenzierten Weise gegeben, noch weniger bei Boeckh oder bei Gottfried Hermann; zu Wilamowitz, einem geradezu sprichwörtlichen Verächter der Philosophie, Jaap Mansfeld: Wilamowitz Ciceronian Philosophy. In: Calder III u. a. (Hrsg.): Wilamowitz nach 50 Jahren, Darmstadt 1985, S. 178–211.

87 Vgl. William M. Calder III: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: An Unpublished Latin Autobiography. In: Antike und Abendland 27 (1981), S. 34–51, insb. S. 42 f.

Zur Analyse dieser Episode erscheint zudem wichtig, dass sie für Nietzsche – aber auch für Erwin Rohdes (1845–1898) Karriere als Altphilologe⁸⁸ – fraglos nachhaltige Folgen gehabt hat. Immer wieder kommt Nietzsche direkt oder indirekt auf sie zurück, mit expliziten und umfangreicheren Retraktionen, die keine einfachen Zurücknahmen darstellen dürften, sondern – sehr vereinfacht – vor allem die von ihm gewählte Darstellungsform im Rückblick massiv kritisierten, bei seinen retrospektiven Konstruktionen zugleich aber so etwas wie die Kontinuität eines Problemkerns zu bewahren suchen.⁸⁹ In bestimmter Hinsicht gilt auch das für Wilamowitz, der immer wieder und ebenfalls nicht selten versteckt auf diesen Streit anspielt und gelegentlich die philologische Kritik, wenn auch *en passant*, fortsetzt.⁹⁰ Beide ähneln einander auch dann, wenn sich Nietzsches Distanznahmen als ein ‚Bedauern‘ auffassen ließen – ebenso wie Wilamowitz’ ‚Bedauern‘ in seinen *Erinnerungen*, überhaupt zur Kritik an dem ‚Poeten‘ und ‚Propheten‘ zur Feder gegriffen zu haben.⁹¹

Alles das kann hier für eine Analyse der Kontroverse nicht erfolgen. Was geschehen kann, ist auf *drei Aspekte* der Auseinandersetzung Wilamowitz-Moellendorffs mit Nietzsches *Geburt der Tragödie* vor dem skizzierten Hintergrund zu blicken, so dass sowohl Übereinstimmungen mit den Mustern zeitgenössischer philologischer Kontroversen als auch Besonderheiten einige Konturen gewinnen.

88 Zu ihm, nicht zuletzt auch als Freund Nietzsches, neben Otto Crusius (1857–1918): Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch, Tübingen, Leipzig 1902; Hubert Cancik: Erwin Rohde – ein Philologe der Bismarckzeit. In: W. Doerr, O. Haxel (Hrsg.): *Semper Apertus*. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. 1386–1986, Bd. 2, Berlin, New York 1985, S. 436–505; Hedwig Däubler: Friedrich Nietzsche und Erwin Rohde. Mit bisher ungedruckten Briefen. In: Nietzsche-Studien 5 (1976), S. 321–354.

89 Zum Problem erhellend, auch wenn ich nicht alle Ausführungen teile, Eckhard Heftrich: Die Geburt der Tragödie – eine Präfiguration von Nietzsches Philosophie? In: Nietzsche-Studien 18 (1989), S. 103–126.

90 So z. B. in dem Appendix zu Ernst Maass (1856–1929): *De biographis graecis quaestiones selecta*, Berolini 1880, S. 145–156, erneut mit einem heftigen Inkompetenzvorwurf; zudem in Wilamowitz-Moellendorffs *Herakles*, der den schlechten Ruf des Euripides, den er nicht zuletzt Friedrich Schlegel und Nietzsche verdankt, bessert und langfristig zu seiner Rehabilitierung beigetragen hat, vgl. u. a. William M. Calder III: Wilamowitz, Sospitator Euripidis. In: *Greek, Roman and Byzantine Studies* 27 (1986), S. 409–430; Albert Henrichs: The Last of the Detractors. Friedrich Nietzsches Condemnation of Euripides. In: Ebenda, S. 369–397; Bernd Seidensticker: Der Greifswalder Herakles. In: W. M. Calder III u. a. (Hrsg.): *Wilamowitz in Greifswald*, Hildesheim 2000.

91 Vgl. Wilamowitz (wie Anm. 19), S. 130.

V. Sphärentrennung: „Philologen“ und „Propheten“

Erstens bezieht Wilamowitz-Moellendorff seine Kritik nachdrücklich nicht auf die ‚Stimme‘ Nietzsches, die aus seiner Sicht als ‚Prophet‘ in der *Geburt der Tragödie* spricht. Er will sich besser auf die zugleich gehörte ‚Stimme‘ des Philologen konzentrieren. Es geht darum, die ‚Philologie‘ vor einer Indienstnahme durch den ‚Propheten‘ zu schützen, die Kritik soll den „professor für classische philologie“ treffen, wie es bereits auf dem Titelblatt heißt,⁹² und zwar im Blick auf den „ton und die tendenz“ des Werks.⁹³ Abgesehen von der fachlichen Kritik kommt es zu den auch in anderen philologischen Auseinandersetzungen wiederkehrenden Momenten der Erklärung der aus Wilamowitz-Moellendorffs Sicht mitunter aberwitzigen Behauptungen. Das äußert sich im Zweifel an der Kompetenz, und zwar *direkt* – so lege Nietzsche eine „wahrhaft kindische unwissenheit an den tag“, da fehle ein Wissen, das (mit Anspielung auf die gemeinsame Schulzeit im humanistischen Gymnasium Schulpforta⁹⁴) „der Pförtner primaner im ersten halbjahr in sich aufnimmt“ sowie „hr. N.“ habe doch „schon als secundaner gelegenheit gehabt die zwanzig lieder von der Nibelunge not zu lesen“, dazu gehört die rhetorische Frage, ob er einen bestimmten Text „wol einmal gelesen hat?“, „hr. N. kennt den Euripides nicht“. Wilamowitz will nicht nur zeigen, dass Nietzsche den Euripides nicht nur nicht verstanden, sondern „ihn zu verstehen“ sich keine „mühe gegeben“ habe; hinzu kommt der ironische Vorwurf der „kunst des verschweigens“ wichtiger Stellen, die gegen Nietzsches Ansicht sprechen.⁹⁵ Eine Reihe von Stellen drücken zudem indirekt Zweifel an Nietzsches Kompetenz *in philologicis* aus.⁹⁶

Darüber hinaus finden sich Zweifel am wissenschaftlichen Ethos: „leicht“ sei „der beweis, dass auch erträumte genialität und frechheit in der aufstellung von behauptungen genau im verhältnis steht zu unwissenheit und mangel an wahrheitsliebe“, oder groß sei „die frivolität, die gattung zu schmähen, die man nicht konnte“, in das Gebiet „zügelloser Phantasie“ als mangelndem Takt fällt dann der Vorwurf der „hallucinationen“,

92 Explizit im Text dann aufgenommen, vgl. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: *Zukunftphilologie! Eine Erwiderung auf Friedrich Nietzsches [...] „geburt der tragödie“*, Berlin 1972 (ND 1969, hrsg. v. K. Gründer), S. 30.

93 Ebenda, S. 29.

94 Hierzu u. a. Reiner Bohley: *Über die Landesschule zur Pforte. Materialien aus der Schulzeit Nietzsches*. In: *Nietzsche-Studien* 5 (1976), S. 298–320; Sander L. Gilman, *Pforta zur Zeit Nietzsches*. In: *Nietzsche-Studien* 8 (1979), S. 398–426.

95 Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 92), S. 32, 36 f., 46, 50 f., 53, Anm. 52,

96 Vgl. ebenda, etwa S. 39, Anm. 15, oder S. 42, Anm. 18.

der „tollheit der Nietzsche'schen idiosynkrasien“.⁹⁷ Entsprechend der Theorie der Glaubwürdigkeit kann Wilamowitz-Moellendorff seinen Beitrag mit dem Hinweis abschließen: „Ich glaube der beweis für die schweren vorwürfe der unwissenheit und des mangels an wahrheitsliebe ist gegeben.“ Die Möglichkeit erwägend, Nietzsches eigentliches Anliegen, dem es nicht um die „gemeine tageswirklichkeit“ gehe, sondern um „die ‚höhere realität der traumwelt[‘]“, mit seiner Kritik *nicht* getroffen zu haben, so will Wilamowitz-Moellendorff ‚revocieren‘ und ‚deprecieren‘ „in bester form. Dann will ich gern ein evangelium gewähren lassen, dann treffen es meine waffen nicht.“ Er unterstreicht die Stoßrichtung seiner Kritik gegen Nietzsche als Altphilologen und er krönt seine Darstellung mit der berühmten Aufforderung an Nietzsche, dann auch konsequent zu sein: „steige er herab vom kathedr, auf welchem er wissenschaft lehren soll; sammle er tiger und panther zu seinen knien, aber nicht Deutschlands philologische jugend, die in askese selbstverläugnender arbeit lernen soll.“⁹⁸

Nur erwähnen kann ich hier, dass ‚Arbeit‘ ein zentraler Ausdruck in der Sprache der Selbstbeschreibung ist, immer wieder ins Spiel gebracht als Gegengewicht zur ‚zügellosen Phantasie‘, die sich zumeist ausgedrückt findet in der seit alters gängigen Flug-, Sprung- oder Aufschwungmetaphorik⁹⁹ – Wilamowitz nimmt das gängige Bild des Ikaros-Flugs auf.¹⁰⁰ Die ‚Arbeit‘ verweist nicht allein auf die Mühen und die Mühsal, sondern vor allem auf das Stetige, das Nichtsprunghafte, das Anhaltende, das Kontinuierliche, letztlich damit auf das Zeiterheischende der philologischen Tätigkeit. In dieser Zeit durchgängig – auch in den Naturwissenschaften¹⁰¹ – drückt dieser Appell an das Arbeits-

97 Ebenda, S. 30, 44 f., 47, Anm. 36. Nietzsche spricht (Morgenröthe 5, 428) von „erfinderrisch“ im Sinn von einer „durch Scharfsinn und Wissen entzügelten Phantasie“.

98 Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 92), S. 55.

99 Besonders treffend und konzise Conrad Bursian (1830–1883): Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart, Leipzig 1883, Bd. II, S. 814 f. Danach handelt es sich um „eine methodische Durchdringung von innen heraus, durch die der ganze Mensch gepackt und für sein gesamtes wissenschaftliches Leben endgültig geformt ward. Die Zucht begann vor allem damit, jeden mit dem Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit zu durchdringen, in ihm die Ueberzeugung zu erwecken und zu stärken, daß sich in der Wissenschaft nichts im Fluge erreichen lasse, daß die Götter vor dem Erfolg den Schweiß gesetzt haben, daß man in redlicher Arbeit von dem Kleinsten anfangen müsse, [...]. Mit allgemeinen Wendungen oder mit bequemer Berufung auf Autoritäten durfte niemand sich beruhigen, überall mußte selbst Hand angelegt und geprüft werden, [...].“

100 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Zukunftsphilologie. Zweites Stück, eine erwidern auf die rettungsversuche für Fr. Nietzsche „geburt der tragödie“, Berlin 1873 (ND 1969, hrsg. v. Gründer), S. 114.

101 Nur ein Beispiel: Analysieren lässt sich dieser Komplex an Hermann von Helmholtz' (1821–1894) Antrittsvorlesung *Das Denken in der Medicin*, die eine sorgsam entwickelte

ethos durchweg *moralisch* defizitäre Eigenschaften beim Wissenschaftsakteur aus. Zudem hat, wie in anderen Fällen, so auch hier, Nietzsche selbst in seinen Bemerkungen, insbesondere vor der Auseinandersetzung, diese Sprache und die Sache geteilt. Das ließe sich etwa an der Analyse seiner Verwendung des Ausdrucks der „gleichförmigen Arbeit“ für die philologische Tätigkeit zeigen.¹⁰² Dabei ist angesichts der systematischen Ambiguität der Gebrauch zahlreicher Ausdrücke der Selbstbeschreibungssprache zu beachten, dass es sich bei der Verwendung des Ausdrucks ‚Arbeit‘ *entweder* um die Umschreibung eines erwünschten Zuges des wissenschaftlichen Ethos handeln kann *oder* um eine *ex-post*-Erklärung für das Zustandekommen eines missglückten Wissensanspruchs; gilt er hingegen als geglückt, so kann zur Erklärung die Betonung auch auf dem Nichtmethodischen, dem ‚Genialen‘, ‚Intuitiven‘, dem ‚Divinatorischen‘ liegen.

Zwar erwähnt Wilamowitz-Moellendorff auch Methodisches in Gestalt „der historisch-kritische[n] Methode“, die „wenigstens im princip wissenschaftliches gemeingut“ geworden sei.¹⁰³ Das geschieht aber nur, um das gegen den „metaphysischen Glaubenssatz“, von dem Nietzsche ausgehe, zu wenden, da sie „gerade der gegensatz einer betrachtungsweise“ sei, die „an dogmen gebunden die Bestätigung derselben allzeit finden muss“. Daher hat denn auch Nietzsche diese „methode“ „geschmäht“. ¹⁰⁴ Vorhaltungen hinsichtlich irgendwelcher ‚methodischer Fehler‘ finden sich bei Wilamowitz-Moellendorff nicht; die Kritik bezweifelt allein die philologischen Wissensansprüche, die Nietzsche bei seinen ‚Konstruktionen‘ heranzieht. Der Hinweis auf die „methode“ funktioniert auch hier so, dass ihr Befolgen allein eine kritische Funktion gegenüber einer ausschweifenden, „erträumte[n] Genialität“ hat – und das ist gängig.

Auch in der Replik Erwin Rohdes auf Wilamowitz-Moellendorff finden sich keine methodischen Darlegungen oder Rügen. Allein auf dessen

Metaphorik gegen die Auffassung der ‚Naturphilosophie‘ entfaltet, vgl. ders.: Denken in der Medizin [1877]. In: Ders.: Philosophische Vorträge und Aufsätze, eingel. u. hrsg. v. Herbert Hörz, Siegfried Wollgast, Berlin 1971, S. 219–245. Beschworen wird die „gewissenhafte Arbeit“ und am Ende ruft er seinen Zuhörern zu: „Arbeiten wir weiter“.

102 Er habe, wie er schreibt, „nach einer Wissenschaft“ gesucht, „die mit kühler Besonnenheit, mit logischer Kälte, mit gleichförmiger Arbeit gefördert werden könnte“, und er meinte sie dann in der Altphilologie gefunden zu haben. Vgl. Friedrich Nietzsche: Historisch-Kritische Gesamtausgabe, Werke, Bd. 5, München 1940, S. 253. Nach Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 19, S. 104) muss für die Philologie „der Kopf kühl sein, aber heiße Liebe im Herzen brennen“.

103 In Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 19), S. 129 f. heißt es: „Vergewaltigung der historischen Tatsachen und aller philologischen Methode“.

104 Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 92), S. 30 f.

Hinweis auf die Schmähung der „historisch-kritischen Methode“ wird angespielt, wenn es heißt: „man sage noch, dass in diesem Dr. die historisch-kritische Methode nicht productiv werde! Einige unklare Vorstellungen von Korybanten, mit einem unermesslichen Vorrath gesunder Unwissenheit in Einem Kopf beisammen, erzeugen natürlich eine starke historisch-kritische Gährung“.¹⁰⁵ Offenkundig gehört diese Auseinandersetzung nicht zu dem Typ, in dem sich, der Begründungsnot geschuldet, die philologische Tätigkeit ausspricht und ihre *hermeneutica utens* partiell in die *hermeneutica artificialis* zur Rechtfertigung entlässt.

Im Blick auf die Verwendung der *ad-personam*-Invektiven stellt Rohde *Afterphilologie* eher noch eine Steigerung dar.¹⁰⁶ In jedem Fall folgt sie denselben Mustern wie Wilamowitz-Moellendorff. Da hätten „Kritiker“ – zwar Plural, aber gemeint ist Wilamowitz-Moellendorff – ein „für ihren Verstand durchaus nicht berechnetes Buch“ in die Hand genommen,¹⁰⁷ „da sie von dessen Inhalt nicht das Mindeste begriffen haben, auch – bei der Dürftigkeit ihrer Anlagen – nie das Mindeste zu begreifen im Stande sein werden, eben aus diesem völligen Nichtverstehen den einzigen Grund entnehmen, um sich zum ‚Kritiker‘ jenes Buches aufzuwerfen“. Daraufhin wird von der „sorgfältig ausgebildeten absoluten Unfähigkeit“ gesprochen, die die „wahre Legitimation zum Berufe des kritisch wachsamem Gesundheitsrates der Litteratur“ sei; es wird gemutmaßt, dass die Kritiker in ihrer „Unfähigkeit“ wie immer, wenn die „geistige Ueberlegenheit, wenn sie mit Ernst und stolzer Unbefangenheit eine tiefsinnige Einsicht aussprach, zu allen Zeiten von jenen Geistern, die eine tiefere Wahrheit weder selbst zu erkennen, noch ihre Erkenntnis an anderen zu schätzen mögen, wie eine persönliche Beleidigung empfinden“; „dieser Dr.“ näherte „ernsthaft bedeutende Dinge und Personen durch Trivialisierung seiner eigenen Fassungskraft“ an; er versuche sich „de[n] harmlosen Lesern gegenüber einen Anschein der Competenz“ zu geben. Rohde meint, dass der „gebildete Leser nicht gerade ein zunftmässiger Philolog ist“, er zwar die „völlige Inferiorität dieses ‚Kritikers‘ erkenne, aber aufgrund des „Haufen gelehrte aussehender griechischer Citate“ meinen könnte, sich „beugen zu müssen“; des weiteren wird von der „völlige[n] Nichtigkeit“, von

105 Erwin Rohde: *Afterphilologie*. Zur Beleuchtung des von dem Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff herausgegebenen Pamphlets: „Zukunftsphilologie“. Sendscheiben eines Philologen an Richard Wagner, Leipzig 1872 (ND 1969, hrsg. v. K. Gründer), S. 91.

106 Durch nichts gerechtfertigt ist es, einen Text als „Pamphlet“, den anderen als „leidenschaftliche Verteidigung“ zu charakterisieren, so bei Ugolini (wie Anm. 73), S. 318, 331. Es erübrigt sich zu sagen, welches *label* auf welchen Text gesetzt wurde.

107 Bei einem Besuch Wilamowitz-Moellendorffs bei Nietzsche kurze Zeit zuvor hat dieser ihn auf das anstehende Buch aufmerksam gemacht und ihm eine gründliche Lektüre empfohlen.

einem von „der ausgefahrenen Landstrasse der gewöhnlichen Hilfsbücher“ aufgelesenen Wissen, von den „flüchtige[n] Kenntnisse[n]“ gesprochen, vom „kritischen Windbeutel“, vom „gedankenlose[n] Tropf“, von „anmaassende[r] Unwissenheit“.¹⁰⁸

Kaum eine Seite in Rohdes Entgegnung, auf der sich nicht mindestens eine *ad-personam*-Invektive finden lässt. Das gilt auch für den Teil, in dem Rohde das „von dem Pasquillanten Vorgebrachte im Einzelnen“ philologisch prüfen will: „Schülerweisheit“, „Unreife der Bildung“, Blicke eines „ganz unkundigen Anfängers“, „anmaassender Ignorant“, von „gedankenlosester Unwissenheit“ bis zur Vermutung, dass „dieser Dr.“ „kein Griechisch“ verstehe, dass er nur mit „Lumpen und Lappen seiner Bettelcitate“ argumentiere, mit „unverdauten Notizbrocken“ und „wüste[r] Studentenweisheit“ arbeite, mit „gewohnheitsmässiger Fälschung“ vorgehe, ein „vollendeter Ignorant“ sei, der noch weniger als ein „metrischer ABCschütze“ weiß. Neben einem „Sack schiefer Halbwahrheiten“ wird Wilamowitz-Moellendorff „vollkommen[e] Gedanken-zerrüttung“ und die „Anwendung unsittlichster Rabulistenkniffe“ attestiert und gefragt, ob der „Dr. phil.“ jemals den Aischylos gelesen habe.¹⁰⁹ Den Abschluss der Replik bildet ebenfalls das Absprechen aller Eigenschaften des Philologen: Rohde habe „die angemaassten Ansprüche des Dr. phil. auf besseres Wissen als das erweisen“ müssen, „was sie wirklich sind, nämlich die Gedankenlosigkeit, Unwissenheit und Unredlichkeit nicht eines urtheilsfähigen, methodischen Philologen, sondern eines vollkommenen Zerrbildes kritischer Methode, eines wirklichen Afterphilologen“. Dabei habe er „kaum die Hälfte der Missverständnisse, absichtlichen Missdeutungen und entstellenden Insinuationen berühren können“.¹¹⁰

Ein Grund sowohl für die Härte der Reaktion als auch für das indirekte Kommunikationsszenario liegt vermutlich darin, dass Nietzsches *Geburt der Tragödie* nicht nur Wagners ‚Musikdrama‘ philosophisch zu rechtfertigen versuchte, sondern von ihm selbst auch als ein Beitrag zur Altphilologie verstanden wurde – allerdings mehr zur ‚Einweihung‘ in eine neue Sichtweise, denn als Angebot zu einer kritischen Auseinandersetzung.¹¹¹ Wie Nietzsche gleich zu Beginn der *Geburt der Tragödie* sagt: Es gehe bei der Erkenntnis, „daß die Fortentwicklung der Kunst an die Duplizität des Apollonischen und des Dionysischen gebunden“ sei, „nicht nur zur logischen Einsicht, sondern zur unmittelbaren Sicherheit

108 Rohde (wie Anm. 105), S. 67–71.

109 Vgl. ebenda, S. 79 ff.; Zitate S. 81–83, 85, 88, 94, Anm.*, 98, 101, Anm.*, 102, 104.

110 Ebenda, S. 10.

111 In einer Notiz von 1871 behauptet Nietzsche (KSA 7, S. 385), „der aller größte Teil“ in der *Geburt der Tragödie* sei „im strengsten Sinn beweisbar“, und er ergänzt, „freilich nur für solche, welche die Grundsätze Schopenhauers billigen“.

der Anschauung“ zu gelangen.¹¹² Gleichwohl scheint es noch komplizierter als diese Formulierung vermuten lässt – nur ein Beispiel: In einem Schreiben Rohdes vom 1.8.1871 an Nietzsche heißt es: „Ribbeck“ – der Verfasser einer voluminösen Schrift über Ritschl, ein bekennender Ritschlianus und jemand, von dem Wohlwollen zu erwarten war –

lobt die Schrift sehr: nur wünscht er *Beweise*, nur Ein *Zeugnis* dafür, dass denn also in der That aus dem zauberhaften Traum des dionysisch verzückten Chors die fremdartigen Bilder auf der *σκηνή* zurückgespiegelt seien. Da liegts ja! Uebrigens welch seltsame Vorstellung: als ob die schwere Kunst, des Unbewussten sich bis zur prosaischen Fixierung bewusst zu werden, überhaupt vor der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts irgendwo in der Welt existirt hätte! [...] Nur reisst beim Darlegen [...] freilich die Kette des logischen Exponirens: wer nicht gleich empfindet und sieht, dem predigt man da vergebens.¹¹³

Es erscheint paradox: Man will eine Veränderung der Sichtweise auf bestimmte Wissensbestände gestalten und den, der es nicht gleich sieht, kann man mit Argumenten nicht überzeugen. Diese scheinbare Paradoxie löst sich vor dem Hintergrund des Selbstverständnisses der Philologen auf: Die Darbietung als solche besitzt die Überzeugungskraft, die sich bei dem ereignet, der ein entsprechend ausgebildetes Sensorium besitzt, ohne dass es methodisch erzwingbar sei, ohne dass „beim Darlegen“ nicht die „Kette des logischen Exponirens“ reißt. Wenn man so will, sollte es das neue mustergültige Meisterwerk werden, an dem sich die ‚neue Generation‘ der Philologen bildet¹¹⁴ – wie etwa das von Nietzsche offenbar geschätzte *Prolegomena ad Homerum* F. A. Wolfs.¹¹⁵ In einem Brief vom 20.4.1871 schreibt er: „[...] so kann ich nicht anders glauben als dass das allerweiteste denkende Publikum sich für diese Schrift interessiren muss. Um diesem mich verständlich zu machen, habe ich auf stilistische Darstellung und Deutlichkeit besonderen Fleiss gewandt.“¹¹⁶ Entgegen der Erwartungen der beiden „Freunde“ fand das Werke keine positive Resonanz, selbst nicht unter den ansonsten wohlgesonnenen Alt-

112 Nietzsche: *Geburt der Tragödie*, 1. Trotz vielversprechendem Titel wenig erhellend: Irmela Reimers-Tovote: *Die unmittelbare Sicherheit der Anschauung: Anmerkungen zur „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ von Friedrich Nietzsche*, Diss. Phil., Berlin 1974.

113 Zitiert nach: Crusius (wie Anm. 88), S. 57, Anm. 2.

114 An Ritschl schreibt Nietzsche am 30.1.1872 (KSB 3, S. 282), dass sein Ziel sei, „mich der jüngeren Generation der Philologen zu bemächtigen“. In einem Brief an Rohde Ende Januar 1870 sagt Nietzsche (KSB 3, S. 94): „Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigene Hand.“

115 Vgl. u. a. KSA VII, S. 156: Dort nennt er Wolf „seinen großen Vorgänger“.

116 KSB 3, S. 194. Am 7.11.1872, schreibt er mit Blick auf die *Geburt der Tragödie* (KSB 4, S. 882): „Ich habe nicht für Philologen geschrieben, obwohl diese – wenn sie nur können – mancherlei Rein-Philologisches aus meiner Schrift zu lernen vermögen.“

philologen wie Ritschl, der nach der Lektüre des ihm zugesandten Exemplars in seinem Tagebuch notiert: „geistreiche Schwiemelei“.¹¹⁷ Nietzsche greift zu einer Erklärung die sich in die Tradition des musterhaften und genialen philologischen Meisterwerks einreicht. Das Nachvollziehen seiner Position erscheint als eine Bringeschuld des Lesers (des Philologen) und klar ist, dass das Verstehen des Werkes zugleich auch das Anerkennen der in ihm niedergelegten Wissensansprüche meint. An Ritschl schreibt Nietzsche am 6.4.1872: „Inzwischen spreche ich die Überzeugung aus, daß es für Philologen einige Jahrzehnte Zeit hat, ehe sie ein so esoterisches und im höchsten Sinne wissenschaftliches Buch verstehen können.“¹¹⁸

Die einzige weitere ausführliche Auseinandersetzung mit Nietzsches Werk ist die lange Besprechung von Heinrich Guhrauer.¹¹⁹ An ihr wird deutlich, weshalb die ‚zünftigen‘ Altphilologen nicht unbedingt Nietzsches Werk ignorierten, sondern kaum etwas Anerkennendes zu ihm zu sagen vermochten. Man verkennt die Situation, wenn man meinte, allein die Kritik Wilamowitz-Moellendorffs sei verantwortlich für die Ablehnung von der ‚Philologenzunft‘ gewesen und man sei später im wesentlichen seiner Autorität gefolgt.¹²⁰

Zwar moniert Guhrauer den ‚Ton‘ der Kritik Wilamowitz-Moellendorffs („überaus scharfe und satirisch geschriebene kritik“), zudem will er kein „richter“ sein zwischen den beiden „streitenden parteien“. Gleichwohl kündigt er an, in der Kritik kaum nachsichtiger und in der Ablehnung der beabsichtigten ‚Sphärenmischung‘ ähnlich konsequent wie Wilamowitz zu sein. Der „leser“ wird ihn „in allen hauptsachen auf der seite von W.-M.“ stehen sehen. Zwar habe dessen „heftige abneigung“ dem Buch Nietzsches gegenüber „seiner kritik in manchen einzelheiten zum schaden gereicht“, aber er beeilt sich zu bemerken, dass Rohde sich einer „maszlosigkeit der grobheit befleissigt“ habe, „die gänzlich aufhört witzig zu sein, und die auch in scharfen litterarischen fehden bisher wol nicht erhört war“. In der Tat enthält sich Guhrauer jeder Invektive, die

117 Dazu u. a. Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsche. Biographie, Bd. 1, München, Wien 1978, S. 470 ff.; auch die Bemerkung in Ritschls Brief an Wilhelm Vischer v. 2.2.1873 (KSA 15, S. 47): „Denn es ist kaum zuviel gesagt, dass er [scil. Nietzsche] und seine – ganz unter seinem magischen Einfluss stehenden – Mitadepthen Rohde [...] im Grund auf eine neue Religionsstifterei ausgehen.“ Stark ablehnend scheint sich auch Usener geäußert zu haben, vgl. den Brief Nietzsches an Rohde v. 25.10.1872 (KSB 4, S. 70 f.).

118 KSB 3, S. 304. Zu Wilamowitz (8.6.1872, KSB II, 3, S. 7): „Nur durch die frechsten Interpretationen erreicht er, was er will. Dabei hat er mich schlecht gelesen, denn er versteht mich weder im ganzen noch im einzelnen.“ An anderer Stelle erwartete Nietzsche einen Leser, „der mich liest, wie gute alte Philologen ihren Horaz lesen“ (Ecce Homo: Warum ich so gute Bücher schreibe, 5).

119 Vgl. Guhrauer: [Rez.]: Die Geburt der Tragödie [...]. In: Jahrbücher für classische Philologie 20 (1874), S. 49–63; Zitate von S. 49–51, 62.

120 So Ugolini (wie Anm. 73), S. 318.

die Kompetenz oder den Charakter Nietzsches betrifft, auch wenn der ‚Stil‘ der *Geburt der Tragödie* das Werk außerhalb „der streng wissenschaftlichen werke“ stelle und vielleicht in die „kategorie der Wagner-literatur“ gehöre. In diesem Zusammenhang findet sich denn auch die einzige invektivartige Formulierung, dass Nietzsche in den „gewagtesten metaphern und kühnsten gleichnisreden sich unaufhörlich förmlich kollert“.

Nach dieser „misbilligung der schreibweise“ – in Nietzsches Werke fehlen jegliche Fußnoten, es finden sich keine Hinweise auf die bisherige Forschung (obwohl sie genutzt wurde), keine direkten Verweise auf Quellen, keine originalsprachlichen Zitate – hält er jedoch fest, dass das nicht sein „urteil über den inhalt“ des Buches „beeinflussen“ soll und er sich „nach kräften“ bemühen will, sich in „seine art zu reden“ einzufinden und so die „gedanken recht zu erfassen“ – und das, obwohl er gleich zu Beginn betont, dass Nietzsches Buch nicht für Philologen, sondern für „Richard Wagner und die gemeinde seiner verehrer“ verfasst sei und es letztlich kein „philologisches“, sondern ein „kunstphilosophisches“ Werk sei, weshalb seine Rezension auch nicht eigentlich in eine fachphilologische Zeitschrift gehöre. Doch das Werk sei auch von einem „philologen“ geschrieben worden, noch dazu von einem „ordentlichen professor der classischen philologie“. Dies ist vermutlich genau das Problem, womit alle zeitgenössischen Altphilologen zu kämpfen hatten: Wenn in der Forschung immer wieder gesagt wird, Nietzsche sei von der Disziplin ignoriert worden, so liegt das eher an diesem Zwiespalt und der Einhelligkeit der gemeinsamen Auffassungen. Entscheidend ist, dass im Unterschied zu Wilamowitz-Moellendorff Guhrauer den Darlegungen Nietzsches insofern entgegenkommt, als man bei ihm auch die Namen – ‚Apollon‘, ‚Dionysius‘, ‚Euripides‘, ‚Sokrates‘ – nur als „typen der durch sie vertretenen geistesrichtung auffassen“ sollte, „nicht im exact-philologischen sondern mehr im typischen sinne der worte“. Dann, so fährt er fort, ließen sich auch „allerlei anachronismen und ignoranzen“ ignorieren. Freilich habe man damit zugleich „darauf verzichtet aus N.s buche für die exacte philologie irgend welchen gewinn zu ziehen“. Abschließend unterstreicht Guhrauer die ‚Sphärentrennung‘: Mit den „Wagnern“ ließe sich nicht streiten,

denn sie *glauben* an ihren meister. Lassen wir ihnen diesen glauben, der sie selig macht mitsamt der ganzen Wagner-Nietzscheschen philosophie [...]. Der verfassung der ‚geburt der tragödie‘ ist unstrittig ein geistreicher mann; er zeigt sich aber in diesem seinem buche nicht als philologe. Die philologie hat keine veranlassung dasselbe als das ihrige in anspruch zu nehmen.

VI. Freunde, Lehrer, Schüler

Zweitens, Nietzsche hat nicht selber – aus welchen Gründen auch immer¹²¹ – repliziert, sondern statt seiner tut es der mit Nietzsche lange vertraute Erwin Rohde.¹²² Rohde spricht in der *Afterphilologie* explizit als „Freund“ Nietzsches. Die Schrift ist an Richard Wagner gerichtet („unser Freund“), der sich zuvor in einem öffentlichen, aber an Nietzsche adressierten Schreiben nach Wilamowitz-Moellendorffs Kritik erkundigt hatte und der dieses Schreiben mit „Werther Freund“ eröffnet.¹²³ Die *Afterphilologie* ist dem „Meister Wagner“, die *Geburt der Tragödie* selber ist dem „Freund“ Wagner gewidmet und stellt in nicht wenigen Passagen eine Schrift dar, die sich aufgrund ihrer sehr speziellen Anspielungen an einen besonderen Kreis ‚eingeweihter Leser‘, einer Lesergemeinde von Wagnerfreunden richtet. Vor der Replik auf Wilamowitz hatte Rohde versucht, Nietzsches Werk in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu platzieren, als „Freundschaftsdienst“. Das hat denn auch die Art und Weise der Präsentation ohne Hinweise auf ‚Bedenkliches‘ so unkritisch ausfallen lassen, zumindest aus der Sicht des Herausgebers, der die Besprechung mit entsprechender Begründung zu drucken verweigerte.¹²⁴ Dem philologischen Ethos entsprechend, wollte Rohde allerdings den Vorwurf der „Cameraderi“ nicht auf sich sitzen lassen, und fragte, wie denn eine „derartige gleich unlautere wie geschmacklose Ansicht mit meinem Charakter und meiner gewöhnlichen Handlungsweise in Einklang stehe?“¹²⁵

Ein bestimmtes Moment könnte bei Rohde für diese Bezeichnung auch eine Rolle gespielt haben: Vermutlich sah er sich *nicht* in allen Punkten in Übereinstimmung mit Nietzsche. Der Sinn des „Freundschaftsdienst“ besteht dann darin, von diesem Dissens in einer be-

121 In einem Brief v. 12.8.1872 an Ritschl versucht Nietzsche das zu motivieren (KSB 4, S. 45): „[...] ich, als Philologe, wehre mich meiner Haut: mich will man nicht als Philologe gelten lassen; und deshalb vertritt Rohde mich, den Philologen.“

122 Freilich ist das in Zusammenarbeit geschehen und Nietzsche instruiert Rohde, dass er den „Philologen“ „unsre Position dem Alterthum gegenüber, in ihrer ganzen Ernsthaftigkeit und Strenge“ darlegen solle (Brief v. 18.6.1872, KSB 4, S. 12; ferner Brief v. 16.7.1872, KSB 4, S. 22–26).

123 Vgl. Richard Wagner: An Friedrich Nietzsche, ordentl. Professor der Klassischen Philologie an der Universität Basel [1872]. In: K. Gründer: Der Streit um Nietzsches „Geburt der Tragödie“, Hildesheim 1969, S. 57–64.

124 Hierzu erhellend und ausführlich Eckart Mensching: Erwin Rohdes „Freundschaftsdienst“ für Friedrich Nietzsche. Über Philologica in einem neuen Nietzsche-Kommentarband [1999]. In: Ders.: *Nugae zur Philologie-Geschichte*, [Bd.] X, Berlin 2000, S. 9–22.

125 Vgl. KSB, II 7/1, S. 652 f.

stimmten Situation abzusehen.¹²⁶ In seiner „erwidrung“ zeigt sich Wilamowitz immer wieder bemüht, diesen Dissens zwischen Rohde und Nietzsche herauszustellen.¹²⁷ Vermutlich erfolgt das in dem Sinn, dass die Dissonanz zwischen dem ‚Philologen‘ Rohde und dem Rohde, der den ‚Propheten‘ Nietzsche philologisch verteidigt, für Wilamowitz durch die indirekte Markierung von Unehrllichkeit erklärlich wird. Zudem handelt es sich bei der Freundschaftssprache um eine explizite Ingroup-Adressierung unter expliziter Zulassung der Öffentlichkeit.¹²⁸ So viel sich hinsichtlich der speziellen Beziehung der beiden, Rohde und Nietzsche, zu ihrem ‚Meister‘ Richard Wagner auch ausdrücken mag: Diese Adressierung soll zum Ausdruck bringen, dass der Opponent Wilamowitz-Moellendorff es nicht wert sei, dass man ihm direkt antworte, da ihm die Rolle desjenigen, der die Philologie verteidigen wolle, nicht zustehe.

Schließlich drückt sich die Verweigerung der Anerkennung als Opponent darin aus, dass Wilamowitz in der Replik Rohdes nach einer vollständigen Namensnennung am Beginn nahezu immer nur als „dieser Herr Doktor“ oder als „Pasquillant“ angesprochen wird. Diese despektierliche Namenlosigkeit drückt wiederum in der Tat auch eine Statusdifferenz zwischen den Kombattanten aus: Wilamowitz ist 23, zwei Jahre zuvor, nach sechssemestrigen Studien, hat er promoviert. Nietzsche ist 28 und nicht zuletzt durch Ritschls Förderung wurde er ohne Promotion und Habilitation, 25-jährig, Professor für Altphilologie in Basel. Nietzsche wird dann der Dokortitel ohne Prüfung *ob scriptorum ab eo editorum praestantiam* verliehen.¹²⁹ Der ein Jahr jüngere Rohde wird just im Frühjahr 1872 Extraordinarius in Kiel.¹³⁰ Freilich das in der Zeit nicht so ungewöhnlich, wie es erscheinen: 26jährig habilitierte Jahn, Ritschl mit 23; Jahn erhielt mit 29 eine Professur, Ritschl mit 26. Für beide Seiten hat das in der Auseinandersetzung eine Rolle gespielt. Die Aufforderung Wilamowitz-Moellendorffs, dass Nietzsche seinen „Kathedern“ verlassen solle, deutet Rohde als einen besonderen „Antrieb“ der Kritik. Angesichts dieser Auf-

126 So heißt es z. B. in einem Scheiben Rohdes v. 5.11.1872, zitiert nach: Calder (wie Anm. 68), S. 243: „Ich bin nicht so naïv, sein Buch für ein symbolisches Wahrheitsdocument zu halten, [...]“

127 Vgl. z. B. Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 100), S. 117: „An hrn. E. R. muß ich zunächst anerkennen, daß ihm das sacrificum intellectus, das seine neue religion von ihm forderte, nicht leicht geworden ist. Man spürt deutlich, daß er unter dem seelenzwang seufzt, alles am freunde wahr und schön, an mir falsch und schlecht zu finden.“

128 Im Brief v. 5.11.1872, zitiert nach: Calder (wie Anm. 68), S. 243 f., handelt es sich um die „so sehr gebotene Waffengemeinschaft der wenigen ‚Edlen‘ gegen die andringende Masse der gemeinsten [...] Knappen“, gemeint sind die „Niederträchtigkeiten eines infamen Buben“, gemeint ist Wilamowitz-Moellendorff.

129 Wortlaut des Doktordiploms, zitiert nach: Gutzwiller (wie Anm. 69), S. 151, Anm. 20.

130 Dazu auch Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 19), S. 129.

forderung schreibt Rohde: „Ich überlasse einem Jeden die moralische Qualifizierung einer so freundlichen Zumuthung; wir, die Freunde, werden sicherlich nur lächeln über die Naivetät, mit der in ihr die denuncia-torische Beflissenheit des strebsamen Dr. phil. Ihre eigentlichen Motive selbst aufdeckt.“¹³¹ Nun, die ‚Freunde‘ haben nicht gelächelt, sondern waren empört und wollten ein Exempel statuieren.¹³²

Auch wenn die Gruppe um Wagner keine ‚philologische Schule‘ bildete, hat sie zumindest aus der Sicht Wilamowitz’ damit Ähnlichkeit, der direkt und indirekt die autoritäre Abhängigkeit von dem ‚Meister‘ herausstellt. Bei Guhrauer ist es die ‚Glaubengemeinschaft der Wagnianer‘: Nietzsches Grundirrtum (*πρωτον ψευδος*) sei ihm eingestandenmaßen von Wagner übermittelt worden. Dabei muss bedacht werden, dass, so positiv die Sprache des Lehrer-Schüler-Verhältnisses von den Philologen auch gemeinhin konnotiert war, dieses angesichts des ‚Schulzusammenhangs‘ gerade nicht der Fall war und eine solche Zuschreibung durchweg negativ konnotiert wurde. Von bestimmten Situationen abgesehen, spricht man so gut wie nie davon, selbst einer bestimmten ‚Schule‘ anzugehören, sondern es ist in der Zeit durchgängig ein Heterostereotyp.¹³³ Denn schon bald avanciert die Schulzuschreibung zu einem Konzept, mit dessen Hilfe sich kognitiver Dissens erklären ließ. Nicht zuletzt war das der Fall bei der Ritschl-Schule – nur ein Beispiel: So schreibt Ribbeck angesichts der ‚kritischen Bemerkungen‘ Theodor Bergks (1812–1881), dass nach ihm „die Wurzel des Uebels“ in der „Abhängigkeit von der berüchtigten Bonner Philologenschule herrühre“, und er nennt Ritschl, Usener und Franz Bücheler (1837–1908), freilich nicht Jahn.¹³⁴ Auch das erhellt sich im Blick auf die Konstellation des Seminars: Bei der Lehrer-Schüler-Sprache drücken sich Pietät, Dankbarkeit, Wertschätzung oder Ähnliches aus, im wesentlichen hinsichtlich des Erwerbs bestimmter Fähigkeiten und Fertigkeiten (nicht hinsichtlich bestimmter Wissensansprüche). Die Feststellung einer Schulzugehörigkeit verbindet sich dagegen

131 Rohde (wie Anm. 105), S. 107.

132 In einem Brief Nietzsches v. 8.6.1872 an Rohe heißt es über Wilamowitz (KSB 4, S. 12): „Es hilft nichts, da muss man ihn schlachten, obwohl das Bürschchen gewiss nur verführt ist. Aber es ist wegen des bösen Beispiels und wegen des voraussichtlich enormen Einflusses einer solchen Lug- und Trugbroschüre nöthig.“

133 Es gibt keine übergreifende Untersuchung zum Gebrauch des Schulbegriffs – zum Teil als Ableger des älteren *sectae*-Begriffs, negativ etwa als *Clique* bezeichnet – im 19. Jahrhundert. Das bislang mit Abstand Beste bietet Ulrich Köpf: Die theologischen Tübinger Schulen. In: Ders.: (Hrsg.): Historisch-kritische Geschichtsbetrachtung. Ferdinand Christian Baur und seine Schüler, Sigmaringen 1994, S. 9–51; zur Verwendung des Schul-Begriffs wissenschaftshistoriographisches Konzept die Auswahlbibliographie „Disziplin, Schule, Stil“ unter <<http://www.fheh.org>>.

134 Otto Ribbeck: Ueber ‚unabhängige‘ Kritik mit einem Anhang über ‚gewissenhafte Exegese‘. In: Museum für Philologie 29 (1874), S. 209–251, hier S. 210.

mit der Insinuation einer mehr oder weniger unkritischen Übernahme bestimmter Ansichten eines ‚Schulhaupts‘. Entspricht das erste dem Selbstverständnis des Seminars, widerstreitet das zweite eminent dem Selbstbild der über Abhängigkeit zu erlangenden Selbsttätigkeit und Selbständigkeit des Philologen. Aus dem Autostereotyp erklärt sich die Übernahme von Ansichten eines ‚Lehrers‘ niemals als Folge schlichter epistemischer Dependenz, sondern als Folge der eigenen unabhängigen Einsicht in die Wahrheit eines (auch) vom ‚Meister‘ vorgetragenen Wissensanspruchs: Man übernimmt ein solches Wissen nicht, weil es aus einer autoritativen Quelle stammt, sondern Autorität entsteht gerade dadurch, dass jemand zahlreiche Wissensansprüche vorträgt, denen man aus eigener Überzeugung zustimmt.

Das, was demgegenüber speziell zu sein scheint in der Auseinandersetzung um die *Geburt der Tragödie*, ist eine *positive* Inszenierung einer Gruppenzugehörigkeit. Hier ist die Bezeichnung als ‚Freund‘ Ausdruck einer Gruppenbildung und dabei exkludierend. In den anderen Fällen, bei denen der Angesprochene als ‚Freund‘ tituliert wird, muss es das nicht sein: Bei der seit dem 16. Jahrhundert beliebten öffentlichen *Epistola ad amicum* konnte das eine ganz andere Funktion haben, wenn in einer mitunter sehr kritischen Auseinandersetzung mit dem Angesprochenen durch diese Anrede noch etwas Gemeinsames zu Ausdruck gebracht wurde und durch die Wahl gerade dieser Anrede sich das Kritikmoment begrenzen ließ. Die Freundschaftssprache ist ambig: Sie kann die Rechtfertigung für besondere Offenheit sein, die der ‚Freund‘ vertrauensvoll nicht als persönlich gegen sich gerichtet nimmt, und es kann Nachsicht gegenüber einem ‚Freund‘ ausdrücken.

Angemerkt sei, dass es ein Pendant hierfür in der Auseinandersetzung um die *Geburt der Tragödie* gibt. Am Ende seiner Replik empfiehlt Rohde dem ‚Dr. phil‘, bevor er erneut solche Schriften verfasse, sich mit einem ‚Freunde‘ zu beraten, ‚der wenigstens die ersten Kinderschuhe philologischer Kenntnisse ausgetreten habe.¹³⁵ Hier sind es zwei Momente: Die Sprache des unreifen, unwissenden ‚Schülers‘ ist offenkundig eine Retourkutsche auf Wilamowitz-Moellendorffs Anspielungen auf die (gemeinsame) Schulzeit.¹³⁶ Dieses Motiv macht Wilamowitz in der Erinnerung in einem Schreiben vom 1.7.1920 besonders stark: ‚[...] dass Nietzsche ein Pfortner war wie ich, von dem man grosses erwartete, und nun meiner Wissenschaft ins Gesicht schlug, entrüstet mich: ich würde ihn am liebsten gefordert haben.¹³⁷ Wichtiger noch erscheint der

135 Ebenda, S. 108.

136 Vgl. explizit Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 92), S. 89. Auch Nietzsche (KSB, II, 4, S. 41): ‚Dieser Wil.[amowitz] ist von einer gar nicht zu beschreibenden schülerhaft gedankenlosen Unwissenheit.‘

137 Abgedruckt in Mansfeld (wie Anm. 67), S. 53.

Hinweis auf die „Freunde“: Er signalisiert den im Briefwechsel direkt angesprochenen Verdacht, dass Wilamowitz selbst einer Gruppe angehört, diese Kritik nicht allein verfasst habe, sondern es eine „Berliner“ Auftragsarbeit gewesen sei, einer „Clique“¹³⁸ – ja, beide versteigen sich sogar zu antisemitischen Tönen, wenn etwa Rohde kurz nach dem Erscheinen der *Zukunftsphilologie* schreibt: „Da wäre ja der Scandal, in widerwärtigster Judenüppigkeit.“¹³⁹ In Wilamowitz spreche nicht so sehr er selbst, sondern es sprächen ‚Höhergestellte‘: „Den Berlinern habe ich aber jedenfalls einen Wuthschrei entlockt – das ist auch etwas. Denn nur so verstehe ich das Pamphlet: aus ihm redet weniger W. zu mir als andere ‚Höhergestellte‘.“¹⁴⁰ Schließlich bedarf es der Verstellungen: „[...] ich durfte nämlich nicht merken lassen“, wie Rohde an Nietzsche schreibt, „daß ich eigentlich nicht allein Herrn W.-M. bekämpfe sondern die ganze philologische Consoteria, von er uns eine tiefe Kluft scheidet“.¹⁴¹ Solche Insinuationen haben letztlich eine ähnliche Funktion wie die negative Zuschreibung von Schulzugehörigkeit: Den Widerstreit nicht in der Sache anerkennen zu müssen, sondern als extern motiviert und allein dadurch die kognitive Dissonanz als erklärbar anzusehen. Demgegenüber bekennt Wilamowitz-Moellendorff in seiner Kritik an Nietzsche, eine „geschickte Fiktion“ vollzogen zu haben, wenn er so getan hätte, als „stände hinter mir die ganze Welt und wären jene vereinsamt“.¹⁴²

VII. *Philologisches Ethos: „Pietät“ und „Gesinnung“*

Drittens, auch wenn die Maßstäbe nicht besonders genau sind, scheint es doch so zu sein, dass die Invektiven-Häufigkeit in zwei Texten der Kontroverse über das normale Maß der öffentlich zugänglichen philologischen Kontroversen hinausgeht. So weit ich sehen kann, scheint Rohdes

138 Vgl. KSB II, 4, S. 4, Rohde an Nietzsche v. 5.6.1872: „Man fühlt ja überall den giftigen Aerger und Neid dieses pamphletisierenden Lumpen und seiner Clique daß du auf dem Katheder stehst.“ Darauf Nietzsche an Rohde zwei Tage später: „offenbar hat man ihn benutzt, stimuliert, aufgehetzt – alles athmet Berlin“.

139 KSB II, 4, S. 11 (Brief v. 6.6.1872). Es gibt mittlerweile nicht wenige abwägende Erörterungen von Nietzsches antisemitischen und anti-antisemitischen Äußerungen. Letztere stellen dabei keine Art des Philosemitismus dar, sondern verstehen sich als ein Gegenüber bestimmter Formen des zeitgenössischen Antisemitismus, nur besser ‚begründet‘. Trotz gelegentlich anerkennender Worte über die Bedeutung der Juden für die neuzeitliche Entwicklung Europas bleiben bei Nietzsche rassistische wie antijüdische Formulierungen über den gesamten Zeitraum präsent, auch wenn mitunter letztlich die Kritik am Christentum das Ziel bildet.

140 Brief v. 26.6.1871 von Nietzsche an Ritschl (KSAB II, 3, S. 17).

141 KSB II, II, 4, S. 116, Brief v. 1.11.1872.

142 Brief an die Eltern v. 5.1.1873. In: Calder III (wie Anm. 67), Anm. 264, S. 250.

rüde Intervention im Blick auf seine sonstigen Schriften eine Ausnahme gewesen zu sein. Bei Wilamowitz-Moellendorff ist das anders. Auch wenn er an seinem Lebensende wünschte, seine Kritik wäre nie gedruckt worden, so ist es nicht einfach, den Grund für diesen Wunsch zu erkennen. Wohl dürfte er darin liegen, dass er nun meinte, er hätte die Funktion des philologischen Parts in Nietzsches ‚Einweihungsschrift‘ verkannt – als die Möglichkeit, die er eher rhetorisch in seiner Kritik angedeutet hat und bei der er ‚revocieren‘ und ‚deprecieren‘ wolle; vermutlich jedoch bezieht es sich dabei nicht auf seine Invektiven. Wenn auch nicht in derselben Bissigkeit, aber nicht weit davon entfernt, finden sich andere Kritiken, auch nach seiner ‚Zukunftsphilologie‘, ohne dass in diesem Fall der Verdacht einer Indienstnahme der Philologie für ihr fremde Zwecke steht.

Ein Beispiel mag genügen, das dabei auch ein wenig über die Art und Weise der Inszenierung des Streits und die Auffassungen Wilamowitz-Moellendorffs hinsichtlich des Rückgriffs auf das wissenschaftliche Ethos verrät. Es ist eine Besprechung der Schrift *Delectus inscriptionum graecarum propter dialectum memorabilium* des heute weithin vergessenen Paul Cauer (1854–1921) von 1877. In seiner Rezension verweist Wilamowitz-Moellendorff zunächst auf ein anderes Werk des Verfassers, das nach seiner Ansicht „ohne jeden wissenschaftlichen Werth“ sei. Bestimmte Momente verdienten „entschieden Rüge“, und angesichts eines solchen Werkes lasse sich über den Verfasser sagen, dass er „zu diesem Studium überhaupt keinen Beruf“ habe. Was darin stehe, müsse „jedem Unbefangenen unfassbar erscheinen“. Die Rezension ist gespickt mit ironischen Wendungen, so ruft Wilamowitz aus: „Sollte aber die Forderung so gar unbillig sein, dass man nothdürftig conjugiren könne, ehe man grammatische Bücher mache?“ Dem Verfasser wird bescheinigt, dass er „auch einen richtigen Gedanken festzuhalten nicht im Stande ist“, und schließlich sehe man, dass das „Buch für sehr Schwache im Geiste geschrieben“ sei. Wilamowitz-Moellendorff bestreitet Cauer zudem die Urteilsfähigkeit („Urtheil“), die ‚Spreu vom Weizen‘ zu trennen. Immer wieder wird in der einen oder anderen Weise dem Verfasser Inkompetenz bescheinigt, der schließlich auch „zum Compiliren zu lüderlich“ sei. Schließlich findet sich noch die Bemerkung, dass das, was der Verfasser sage, „barer Unsinn“ sei.

Am Ende seiner Kritik bemerkt Wilamowitz, er sei „bestrebt“ gewesen, „die Entrüstung, die er über das Buch „empfinde, zurückzuhalten; hie und da ist sie doch hervorgebrochen“ – aufschlussreich ist, wie das mit distanziertem Blick auf sich selbst gesagt wird: Es stellt keine Einsicht dar, die Wilamowitz-Moellendorff nachträglich als ‚Herr des Textes‘ zur Tilgung dieser ‚Ausbrüche‘ verleiten könnte. Es wird sogar noch gesteigert durch einen ‚Akt der Gnade‘: Dafür erspare er Cauer ein „Resumé“, nicht ohne zu bemerken: „Ohne Zweifel ist ein solches Buch gar

keine Kritik werth.“ Gleichwohl unternehme er seine (immerhin zwanzig Seiten lange) Kritik, damit „Arglose“ nicht getäuscht werden würden¹⁴³ – eine stehende Motivierung, die (wie gesehen) sich auch Rohdes Replik entnehmen lässt und die das Dilemma lindert, etwas so Schlechtes zu kritisieren, das nicht einmal diese Kritik wert sei. Von dem so malträtierten Paul Cauer erscheint im folgenden Jahr eine „Entgegnung“.¹⁴⁴ Gleich am Beginn kommt er auf den „unhöflichen Ton“ zu sprechen, in dem die Besprechung gehalten sei und der nicht dazu angetan war, ihr entgegenzutreten, denn den „scherzhaften Redewendungen [...] etwas ähnliches gegenüber zu stellen verbietet mir die Achtung vor dem Geschmack meiner Leser“. Doch angesichts von „so viel Ungerechtigkeit in den Urtheilen und in der Anführung von Thatsachen zu ihrer Begründung“ könne er einen „Protest“ nicht unterlassen.

Freilich kann Cauer zahlreiche Monita nicht leugnen – dass „mein Buch manche Fehler enthält, kann ich nicht bestreiten, und habe nicht versucht einen derselben zu bemänteln“ –, gleichwohl versucht er, seine „Methode der Umschrift“ zu verteidigen. Doch abgesehen von einigen inhaltlichen Korrekturen ist es immer wieder die ‚Unhöflichkeit‘ sowie die ‚Ungerechtigkeit‘, die aufgrund eines „grundsätzlichen Fehlers“ bei den Annahmen über die Absichten des Werks dieses nach Cauers Ansicht nicht wirklich zu würdigen vermag. Ihm scheint daher das „wegwerfende Gesamturteil“ noch immer eine „offene Frage“ zu sein, und er erkennt, dass an ihm nur ein Exempel statuiert werden soll hinsichtlich des „anmaßlich Treibens [...] über diese hochwichtigen Dinge“. Wie Wilamowitz-Moellendorff sagt, gehe es um das Prinzip, die ‚Grenzen zwischen eigenem und fremden Eigentume‘ durch „Fahrlässigkeit“ nicht „unsicher“ werden zu lassen.¹⁴⁵ Diesem Prinzip stimmt Cauer zwar uneingeschränkt zu, sieht es aber in seiner Arbeit nicht verletzt.

Mit einer „Erwiderung“ repliziert Wilamowitz-Moellendorff. In vielfacher Hinsicht ist sie aufschlussreich.¹⁴⁶ Zunächst unterstreicht er, erneut nicht ohne Ironie, einige der bereits beanstandeten Monita. Mit Blick auf das Anführen der ‚Autoritäten‘, einem der Einwände Cauers belegend, heißt es für Wilamowitz-Moellendorff nicht untypisch:

143 Vgl. Wilamowitz-Moellendorff: [Rez.]: *Delectus inscriptionum* [...]. In: *Zeitschrift für das Gymnasial-Wesen* 31 (1877), S. 636–657; Zitate S. 638, 642 f., 647, 654, 656 f.

144 Vgl. Paul Cauer: *Entgegnung*. In: *Zeitschrift für das Gymnasial-Wesen* 32 (1878), S. 73–280; Zitate S. 273–275, 280.

145 Nietzsche sieht seine Invektiven ebenfalls eher unter dem Gesichtspunkt des ‚Mittels‘, wenn er behauptet: „[...] ich greife nie Personen an, – ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrößerungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Nothstand sichtbar machen kann [...]“. In: *Ders.: Ecce Homo*, I, 7.

146 Vgl. Wilamowitz: *Erwiderung* (wie Anm. 100), 32 (1878), S. 280–283; Zitate S. 281 f., 283.

„Bentley [...] zu lieben und auf seine unerreichte Grösse immer wieder, und nun gar in einem für Studenten bestimmten Werk, hinzuweisen, ist keine Standesrücksicht, sondern eine Pflicht der Pietät, die jedem rechten Philologen Herzenssache ist“ – gemeint ist Richard Bentley (1662–1742), den die (textkritische) Altphilologie des 19. Jahrhunderts wie wohl keinen anderen durchgängig als einen ihrer Vorläufer zu schätzen wusste. Diese Erklärung ist nicht ungewöhnlich. Doch die Pointe folgt: „Gerade die Pietät vor den grossen Meistern der Vergangenheit befreit am sichersten vor den Standesrücksichten gegen die Grössen des Tages.“ Es drückt sich darin einiges von den komplizierten Problemen der Autoritätsbindung, nicht zuletzt im Rahmen der Schulbildung der Zeit aus. Die zweite Pointe findet sich am Ende. Nachdem Wilamowitz wie in seiner Besprechung unverändert strikt darauf insistiert, dass Cauer eine Arbeit unternommen habe, der er „in keiner Weise gewachsen“ gewesen sei, dass er zudem diese Arbeit „in unverantwortlicher Fahrlässigkeit getahn“ habe, räumt er ein, dass dies „gewiß sehr schlimm“ sei, aber es nichts ist, „was ehrliche Arbeit nicht wieder gut machen könnte“.

Genau das gesteht Wilamowitz Cauer zu und man sehe es an dessen „Entgegnung“: Es ist das Einräumen von Irrtümern, an denen Cauer offenbar eben nicht *hartnäckig* festhält. Umschrieben wird das mit der „Sorgfalt“, die als wissenschaftliche Tugend den Philologen auszeichne. Angesichts einer solchen Tugend erscheinen dann die „Fahrlässigkeiten“ als reparabel, wichtiger noch: dass sie ein Indikator dafür ist, dass Cauer zeige, ihm gehe es ihm nicht um den „Effect“, sondern um die „Sache“. Wilamowitz-Moellendorff schließt mit dem Ausruf, er würde sich „einen Vorwurf“ machen, wenn er auch nur einen „Schatten“ auf Cauers „Charakter“ geworfen hätte. Er schließt mit einer Bekundung zum philologischen Ethos: „gern erkläre“ er, dass er in Cauer einen „ebenbürtigen Gegner“ sehe, denn „die Ebenbürtigkeit“ werde nicht durch „Wissen oder Können bedingt, sondern durch Gesinnung“.¹⁴⁷ Wilamowitz unterstreicht das in der ihm eigenen direkten Weise, indem er auf den Indogermanisten Gustav Meyer (1850–1900) hinweist, den er nicht als „ebenbürtig“ anerkennen könne:

147 Vgl. den Brief v. Wilamowitz v. Februar 1883 in: Usener und Wilamowitz. Ein Briefwechsel, S. 28, wo es mit Blick auf Useners *Philologie und Geschichtswissenschaft* heisst: „[...] das ist [...] auch für meine Predigten ein stehender Text, und so lebhaft meine Sympathie auch die Philologie als Kunst anerkennt, so bin ich doch geneigt, auf diesem Wege weiterzugehen und die Methode demgemäß geringer zu schätzen. Natürlich liegt der Grund in der Beurteilung von Persönlichkeiten: für mich ist Gottfried Hermann *ὁ φιλόλογος* nicht in dem, was er geleistet hat, [...] sondern in dem, was er war.“ Im Schreiben v. 1.7.1920 spricht er über Ritschl, dass er kein „grosser Philologe“ gewesen sei. „Er hätte vielleicht einer werden können wenn der Charakter dem Talent entsprochen hätte, aber selbst dies war nicht tief, nicht fruchtbar“, abgedruckt in Mansfeld (wie Anm. 67), S. 52.

Was will dieser ‚Gelehrte‘ eigentlich? Hat er eine Inschrift emendiert? Nein. Hat er eine zur Sache gehörige beigebracht? Nein. Hat er eine geschichtliche Thatsache ermittelt? Nein. Hat er ein griechisches Wort erklärt? Nein. Versteht er überhaupt etwas von Geschichte, kann er überhaupt Griechisch? Nein. So liegen seine Vorzüge wohl auf dem Gebiete der Form, der Behandlung? Nein, er kann weder einen Witz machen, noch einen Witz verstehen.

Meyer lässt das allerdings nicht auf sich beruhen und greift mit einer separaten Publikation in die Auseinandersetzung ein.¹⁴⁸

Freilich dürfte der wohlwollende Zuspruch der Ebenbürtigkeit Cauer wenig genützt haben. 1890 wird er zwar Privatdozent, erhält aber nie ein Ordinariat; er geht in den Schuldienst, tritt mit nicht wenigen wissenschaftlichen Arbeiten hervor, in denen er seine Auseinandersetzung mit Wilamowitz-Moellendorff, wenn auch in anderen thematischen Bereichen, mitunter fortsetzt;¹⁴⁹ er engagiert sich in der Debatte um das humanistische Gymnasium und wird später dann Provinzialschulrat und schließlich ordentlicher Honorarprofessor für griechische Sprache an der Universität Münster.¹⁵⁰ In seinen *Erinnerungen* macht Wilamowitz deutlich, dass er seine Intervention noch immer für angebracht hält.¹⁵¹ Wichtiger ist ein anderes Moment, denn an dieser Auseinandersetzung wird ein Aspekt des wissenschaftlichen Ethos in der Selbstwahrnehmung deutlich: Unterschieden wird zwischen langfristigen Dispositionen – wenn man so will ‚Tugenden‘ – und situativem Ungenügen. Wichtiger als letzteres ist die Versicherung, dass ersteres gegeben ist: Genau das bestätigt die grundlegende Autorität der philologischen Praxis, der man die Fehler des Einzelnen nicht anzulasten braucht. Jeder kann irren, aber das wissenschaftliche Ethos der philologischen Praxis garantiert, dass der Irrtum sich korrigieren lässt. Zwar kann an dieser Stelle nicht weiter dafür argumentiert werden, aber die Vermutung könnte nahe liegen, dass Wilamowitz-Moellendorffs Auseinandersetzung mit Nietzsches *Geburt der Tragödie* gerade der Verdacht motiviert, eine solche langfristige „Gesinnung“ sei bei diesem Werk oder bei seinem Verfasser nie gegeben gewesen oder verloren gegangen. So hat er vielleicht gemeint, seine Inter-

148 Vgl. Gustav Meyer: Herr Prof. von Wilamowitz-Möllendorff und die griechischen Dialekte, Leipzig 1878.

149 Vgl. z. B. Cauer: Grundfragen der Homer-Kritik [1895], 3., umgearb. u. erw. Aufl., Leipzig 1923, passim, oder seine überdimensionierten Rezension ders.: [Rez.]: Wilamowitz. Die Ilias und Homer. In: Göttingische Gelehrte Anzeigen 179 (1917), S. 513–600, oder die kritische Auseinandersetzung mit Wilamowitz-Moellendorffs sehr erfolgreichem griechischem Lesebuch für die Schulen von 1902, vgl. Friedrich Cauer: Das Griechische Lesebuch von Wilamowitz. Seine wissenschaftliche und praktische Bedeutung, Leipzig 1904.

150 Vgl. Friedrich Cauer, Paul Cauer (1854–1921). In: Biographisches Jb. 43 (1923), S. 1–33.

151 Vgl. Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 19), S. 195.

vention sei ein Versuch, durch strenge Kritik, gespickte mit *ad-personam*-Invektiven diese „Gesinnung“ beim ‚Propheten‘ Nietzsche in Erinnerung rufen können. Die Äußerungen an seinem Lebensende ließen sich dann so verstehen, dass er nun meint, die Zwecklosigkeit eines solchen Unterfangens eingesehen zu haben.

Ein anderes, auf den ersten Blick überraschendes Moment in der Auseinandersetzung zwischen Rohde und Wilamowitz-Moellendorff gewinnt hieraus seine Erklärung. In seiner Gegenkritik zu Rohde ist die Reaktion anders als man erwarten würde angesichts der Schärfe des ‚Tons‘, des „bullenstil[s]“ der *Afterphilologie*:¹⁵² Wilamowitz-Moellendorff steigert nicht die *ad-personam*-Invektiven, sondern verzichtet weitgehend auf sie.¹⁵³ Aber mehr noch: Er räumt Irrtümer ein: „ich aber kann die platonstelle nicht verlassen, ohne zu bekennen, dasz mir hr. R. einen groben, unverzeihlichen irrtum in der auffassung der worte Platons von den *θηρῶν* und *ὄδῶροι* nachgewiesen. ich nehme dankbar auch die derbeste zurechtweisung dafür hin – selbst von hrn. R., dem eben hier das nämliche begegnet ist.“¹⁵⁴ An anderer Stelle weist er darauf hin, wie sich eine gegnerische Auffassung noch weiter belegen ließe.¹⁵⁵ Offenkundig ist, dass sich der ‚Ton‘ von Wilamowitz-Moellendorff in seiner Replik auf Rohde geändert hat, obwohl „h. R.“ sich – wie er bei einer Gelegenheit ausdrückt – nicht „schämt [...], gegen mich worte gebraucht zu haben, die zu wiederholen ich mich scheue“.¹⁵⁶

Sehr vereinfacht: Zunächst ist es die Kritik an der äußeren Indienstnahme der Philologie, nach der Replik Rohdes fasst es Wilamowitz als eine innerphilologische Angelegenheit auf: Der Inkompetenzvorwurf, den Rohde fast auf jeder Seite formuliert, bleibt dabei gegenüber Rohde fast vollkommen aus. In seinen *Erinnerungen* kann er denn auch von Rohde rückblickend von „einem hervorragenden Gelehrten“ sprechen.¹⁵⁷ Entsprechend fehlen die Invektiven mit Ausnahme allein am Ende seiner „erwidrung“. Sie steht allein im Zusammenhang mit der In-

152 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 100), S. 115.

153 Ausnahme z. B. ebenda, S. 131: „heller blödsinn“; S. 133 f.: „frechheit“.

154 Ebenda, S. 122; ein weiterer eingestandener Irrtum S. 124.

155 Ebenda, Anm. 2, S. 130 f.

156 Ebenda, S. 128.

157 Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 19), S. 130. In einem Brief v. 24.2.1898 angesichts des Todes Rohdes, heißt es, zitiert nach: Albert Henrichs: „Der Glaube der Hellenen“: Religionsgeschichte als Glaubensbekenntnis und Kulturkritik. In: Calder u. a. (wie Anm. 86), S. 265–305, hier S. 285: „Rohdes Tod hat mich natürlich sehr erschüttert, da es sich hier um eine unersetzliche wissenschaftliche Potenz handelte.“ Und im Blick auf eine bestimmte Frage, nämlich der Sicht der Religion, bei er sich zwar nicht in Übereinstimmung mit Rohde befunden habe, sagt er: „aber ich habe auch bei keinem Lebenden so viel dazu gelernt als bei Rohde.“

dienstnahme der Philologie, auf die er abschließend zu sprechen kommt, denn

hier löschte man die offenbarungen der philosophie und religion aus, damit ein verwaschener pessimismus der öde seine sauersüße frätze schneide; hier schlug man die götterbilder in trümmern mit denen poesie und bildende kunst unsern himmel bevölkert, um das götzenbild Richard Wagner in ihrem staube anzubeten; hier risz man den bau tausendfachen fleisches, glänzenden genies um, damit ein trunkener träumer einen befremdlich tiefen blick in die dionysischen abgründe tue: das ertrug ich nicht [...].¹⁵⁸

Als weiterer Grund für die Schärfe der Auseinandersetzung könnte der angesprochene Aspekt der Lehrer-Schüler-Sensibilitäten in Frage kommen. Nietzsche hatte in einer *Geburt der Tragödie* relativ unvermittelt den Bonner Altphilologen Otto Jahn, der sowohl bei Gottfried Hermann als auch bei August Boeckh studierte, angegriffen. Nietzsche studierte selbst einige Zeit in Bonn, dabei auch bei Jahn, der seit 1865 in bitterer Auseinandersetzung mit Ritschl stand. Es ist der „Philologenkrieg“ mit Spaltung in ‚Ritschlianern‘ und ‚Janitscharen‘.¹⁵⁹ Ritschl verließ im Zuge dieses Streits Bonn und ging nach Leipzig. Nietzsche gehörte zwar zu den wenigen, die Ritschl folgten, wobei allerdings dieser Wechsel schon vor der Berufung Ritschls aus finanziellen und musikalischen Gründen festgestanden zu haben scheint. Kurze Zeit später verließ auch Wilamowitz-Moellendorff Bonn und wechselte nach Berlin.¹⁶⁰ Zwar gehörte Otto Jahn zu den wenigen, bei denen er studierte und die er relativ gleichmäßig schätzte,¹⁶¹ auch konnte er sich über seine ‚Lehrer‘ anerkennend äußern, so auch über Jacob Bernays (1824–1881).¹⁶² Aber Wilamowitz-Moellendorff, der so viele bekennende Schüler wie wohl nur wenige andere hatte,¹⁶³ konnte sich im Unterschied zum angesprochenen Muster der Selbstbeschreibung der Altphilologen nach der Lehrer-Schüler-Beziehung selber kaum je in einer solchen Beziehung sehen.¹⁶⁴ Diese be-

158 Vgl. Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 100), S. 134.

159 Hierzu neben älteren Darstellungen des riesigen publizistischen Aufkommens, zu dem dieser Streit geführt hat, Hübinger: Heinrich v. Sybel (wie Anm. 17).

160 Zu den nicht klaren Beweggründen Calder III (wie Anm. 11).

161 Vgl. ebenda.

162 Vgl. Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 19), S. 87 f., ferner William M. Calder III: Hermann Funke: Vier Briefe Jacob Bernays' an Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. In: Rheinisches Museum für Philologie N. F. 122 (1979), S. 260–267.

163 Mit nicht selten schwierigen Ablösungsprozessen wie etwa von Paul Friedländer (1882–1968), dazu William M. Calder III: The Credo of a New Generation: Paul Friedländer to Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. In: Antike und Abendland 26 (1980), S. 90–102.

164 Dazu auch Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 19), S. 91 f., ferner Usener und Wilamowitz. Ein Briefwechsel (wie Anm. 28), dazu auch Alfred Körte: Hermann Usener – Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: ein Briefwechsel. In: Die Antike 11 (1935), S. 211–235; Albert Henrichs, ‚Der Glaube der Hellenen‘: Religionsgeschichte als

tonte Unabhängigkeit bei Wilamowitz-Moellendorff gegenüber der gängigen Selbstwahrnehmung ist denn auch von denjenigen, die formell einen Anspruch gehabt hätten, als seine ‚Lehrer‘ zu gelten, wahrgenommen worden. So schreibt der lange Zeit als Rektor des Bonner Seminars wirkende Hermann Usener an Wilamowitz-Moellendorff, er habe ihm gegenüber das „unrecht nie gethan, Sie mir als Schüler zu vindicieren“.¹⁶⁵

Nimmt man die überlieferten Äußerungen in seinen Briefen als Grundlage, so scheint demgegenüber Nietzsche viel ausgeprägter diesem Muster hinsichtlich seiner Wertschätzung Ritschls zu folgen. In *Ecce homo* lässt er ihm die Wertschätzung in der Sprache der Altphilologen zuteil werden, wenn er ihn als den „einzig[e]n geniale[n] Gelehrten“, den er „zu Gesicht bekommen habe“,¹⁶⁶ bezeichnet. Abgesehen von den Unterstellungen mangelnder fachlicher Kompetenz kommt es gleichwohl in diesem Punkt zu einer der stärksten Invektiven gegen Nietzsche: „[...] mit der sich hieran [scil. in der *Geburt der Tragödie*] schliessenden schmähung gegen Otto Jahn brauche ich mich nicht zu beschmutzen: von selbst fällt der kot, der gegen die sonne geworfen wird, auf des werfenden haupt zurück.“¹⁶⁷ In einem zeitnahen Brief Wilamowitz-Moellendorffs heißt es: „Auch wär’ ich wohl noch milder gewesen [scil. bei seiner Kritik], stünde nicht eine bubenhafte Schmähung gegen Otto Jahn darin, und wüsste ich nicht, dass Fr. Nietzsche 1868 noch in excentrischern Ausdrücken seine ‚ewige Verehrung‘ gegen O. J. ausgesprochen hätte.“¹⁶⁸ Der letzte Teil des Satzes motiviert die Intervention denn auch nicht als Abwehr des Angriffs auf Jahn als den gegen einen ‚Lehrer‘, sondern die Invektive richtet sich gegen die vermeintliche ‚Treulosigkeit‘ (Pietät) des den philologischen Meister verehrenden Schülers. Allerdings sind Nietzsches

Glaubensbekenntnis und Kulturkritik. In: Calder III (wie Anm. 87), S. 263–305. In Berlin hat er nach eigenen Angaben Moritz Haupt, bei dem er dissertierte, „nur sechsmal etwa gesprochen“, vgl. Brief v. 11.2.1874 an Theodor Mommsen (1817–1903). In: Mommsen und Wilamowitz Briefwechsel 1872–1903, hrsg. v. Friedrich, Dorothea Hiller von Gaertringen, Berlin 1935, S. 13.

165 Hans Joachim Mette. Nekrolog einer Epoche: Hermann Usener und seine Schule. Ein wirkungsgeschichtlicher Rückblick auf die Jahre 1856–1979. In: *Lustrum* 22 (1979/80), S. 5–106, hier S. 42.

166 Friedrich Nietzsche: *Ecce homo*. Warum ich so klug bin, 9.

167 Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 92), S. 30. Bei Guhrauer: [Rez.]: *Die Geburt* (wie Anm. 119), S. 52, Anm. 2, heißt es: „wenn N. s. 112 sich so weit vergisst ganz aus heiler haut und ohne jeden anlass mit den stärksten ausdrücken auf Otto Jahn zu schimpfen, so – erscheint es unmöglich in parlamentarischen Worten darüber sich auszusprechen.“

168 Der Brief ist abgedruckt in: Calder III (wie Anm. 67), S. 222–226, hier S. 224. Nietzsche hatte sich mit einer besonderen Arbeit – *Simonidis lamentatio Danae, emendata* – 1865 um Aufnahme in das Philologische Seminar beworben (vgl. HKG III, S. 104–113); das Thema hat er später (1868) wieder aufgenommen (KGW II, S. 59–74), vgl. auch Gennaro Perrotta: *Il lamento di Danae*. In: *Maia* 4 (1951), S. 81–117.

Beweggründe für seine Schmähung Jahns komplexer gewesen und sie dürften wohl am wenigsten mit Jahn als Altphilologen zu tun gehabt haben.¹⁶⁹

Es ist nicht leicht, die Auswirkungen der Verpflichtung zu erkennen, die nicht vom Schüler zum Lehrer, sondern umgekehrt vom Lehrer zum Schüler eingegangen werden. Deshalb nur ein kleiner Hinweis. 1873 kritisiert Ritschl einen *lapsus* von Wilamowitz-Moellendorff: „Seit wann gilt Pänultima von *πανάπασιν* für kurz? – Die Antwort lässt sich mit chronologischer Genauigkeit geben: seit dem Idus des Mai 1872. Denn von diesem Tag ist datirt, was man im 7ten Bandes des *Hermes* lesen konnte: [...]“¹⁷⁰ Ironisch fragt er: „Welche griechischen, insbesondere attische Autoren muss wohl einer *nicht* gelesen haben, um nicht zu wissen, dass [...]“¹⁷¹ Erst am Ende seiner Kritik verrät Ritschl, um wen es sich handelt, und er gibt dem nun namentlich genannten Verfasser die Frage mit dem Weg: „Möchte hiernach nicht der Observator – ‚U. de Wilamowitz Moellendorf [sic]‘ nach der Unterschrift – Anlass haben, an sich selbst die Mahnung zu richten: Sume superbim *quaesitum meritis* –?“ Auf den ersten Blick könnte es ein Reflex sein angesichts der hochmütigen Form der *öffentlichen* Kritik Wilamowitz-Moellendorffs an Nietzsches *Geburt der Tragödie*, die Ritschl in einem Brief an Nietzsche auch anspricht.¹⁷² Zwar erwähnt Wilamowitz Jahn in diesem Aufsatz nicht, er hatte aber in seiner Dissertation, die er in seinem sechsten Semester als Teilsammlung seiner ‚Beobachtungen‘ vorlegte, überaus prononciert seine Wertschätzung Otto Jahns ausgedrückt.¹⁷³ Sicherlich spielt bei Wilamowitz auch die Gruppierung nach Schulzugehörigkeit eine nicht unwichtige Rolle in der Form der Auseinandersetzung. Später hingegen schleift sich das ab und Wilamowitz kann in einem späten Schreiben sagen:

Natürlich war ich da nicht ich selber, sondern schwamm im Wasser meiner Umgebung, insbesondere Haupt mit seinem absoluten Glauben an Lachmann [...] bestimmte eine äussere Frontstellung, die meiner persönlichen Inclination durchaus

169 Vgl. die ausgezeichnete Untersuchung bei Barbara von Reibnitz: Otto Jahn bei Friedrich Nietzsche – der „Grenzbotenheld“ als Wagner-Kritiker. In: Calder III (wie Anm. 87), S. 204–233.

170 Friedrich W. Ritschl: Erotemata philologica. In: Museum für Philologie 28 (1873), S. 350–351, hier S. 350. Die beanstandete Stelle findet sich bei Wilamowitz-Moellendorff: Observationes criticae in comoediam Atticam. In: Hermes 7 (1873), S. 140–158, hier S. 146.

171 Ebenda, S. 351.

172 Vgl. Ritschl in einem Brief v. 19.11.1872 (KSB II, 4, S. 132): „Herzliche Grüße und zugleich aufrichtige Glückwünsche dem tapfern Dioskurenpaar zu der siegreichen Vernichtung frechsten und zugleich hohlsten Übermuthes.“

173 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Observationes criticae in Comoedim Graecam selectae, Berlin 1870, S. 59 (hier befindet sich auch ein kurzer Lebenslauf).

nicht entsprach. [...] dass Haupts Schule genau so engherzig war wie die Ritschls, wo nicht mehr, habe ich erst viel später eingesehen.¹⁷⁴

VIII. *Ausklang: Reautorisierung der hermeneutica artificialis*

Blickt man auf das Ende des 19. Jahrhunderts, so ist offenbar etwas mit dem philologischen Seminar geschehen, von dem auch die veränderte hermeneutische Diskussion kündigt. Das vielleicht ausgeprägteste Beispiel bietet der oft angeführte programmatische Aufsatz zur *Entstehung der Hermeneutik* Wilhelm Diltheys (1833–1911) von 1900. Darin gibt er auch eine Beschreibung der Tätigkeit des *genialen* Philologen, die in der Sache und bis ins Einzelne der Wortwahl den Selbstbeschreibungen der Altphilologen entspricht. Voller Erfurcht erinnert sich Dilthey daran, wie er in den Vorlesungen Boeckhs gesessen hat.¹⁷⁵ Ich brauche hier das Szenario, das Dilthey entwirft mit dem Höhepunkt bei Schleiermacher, in dem sich die „Virtuosität philologischer Interpretation“ mit „echtem“ oder „genialem philosophischen Vermögen“ bei der „Analysis des Verstehens“ verbunden habe, nicht im Einzelnen nachzuzeichnen.¹⁷⁶ In diesem Entwicklungsszenario geht es zugleich „um die wissenschaftliche Erkenntnis“, die das „Verständnis des Singulären“ zur „Allgemeingültigkeit“ erhebe¹⁷⁷ und darum, wie sich das Verstehen zu „einem kunstmäßigen Vorgang“ gestaltet, in „welchem ein kontrollierbarer Grad von Objektivität erreicht“ werde.

Die „persönliche Kunst und Virtuosität“ des Philologen bilden nach Dilthey die Grundlage und sorgen für den Erhalt der „Kunst der Interpretation“,¹⁷⁸ die sich ebenso „allmählich, gesetzmäßig und langsam entwickelt“ habe wie „die Befragung der Natur im Experiment“. ¹⁷⁹ Diese „Kunst“ werde „naturgemäß vorwiegend in persönlicher Berührung mit dem großen Virtuosen“ auf andere „übertragen“ – eine der zahlreichen direkten Anspielungen auf die Lehrsituation des Seminars. Doch wie jede Kunst verfare die Philologie „zugleich“ nach „Regeln“; sie „überliefern den Ertrag persönlicher Kunst“. Am Ende seiner Ausführungen kommt Dilthey auf den Nutzen einer *expliziten* Theorie der Hermeneutik zu

174 Brief v. 1.7.1920, abgedruckt in: Mansfeld (wie Anm. 67), S. 54.

175 Wilhelm Dilthey: Rede zum 70. Geburtstag [1903]. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. V, Stuttgart (1957) 1966, S. 7–9, hier S. 8.

176 Vgl. Wilhelm Dilthey: Die Entstehung der Hermeneutik [1900]. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. V, hrsg. v. Georg Misch, Stuttgart, Göttingen ⁵1971, S. 326, 329.

177 Ebenda, S. 317.

178 Vgl. ebenda, S. 321.

179 Ebenda, S. 320; auch: der „gesetzmäßigen Gang“, der bis zur „Analyse des Verstehens“ reiche, und zwar als „der sichere Ausgangspunkt für die Regelgebung“.

sprechen.¹⁸⁰ Wenn die „philologische Interpretation“ in Gestalt der „Hermeneutik sich ihres Verfahrens und ihrer Rechtgründe bewußt werde“, dann zweifelt Dilthey, ob „der praktische Nutzen [...], verglichen mit der lebendigen Übung“, wie es schon bei Wolf gewesen ist, hoch zu veranschlagen sei. In der Tat: Nach Diltheys Konzept bedarf noch immer der ‚geniale Virtuose‘ hinsichtlich der philologischen Arbeit keiner expliziten Regelunterweisung – ja, nach Dilthey, würden sie erst aus seiner Tätigkeit hervorgehen.

Doch irgendetwas ist aus Diltheys Sicht zusammengebrochen, denn trotz der ‚Genialität des Auslegers‘ seien die expliziten „Regeln“ nicht nur wichtig, sondern sie werden von ihm besonders exponiert: Ihre „Hauptaufgabe“ liege darin, dass sie „gegenüber dem beständigen Einbruch romantischer Willkür und skeptischer Subjektivität [...] die Allgemeingültigkeit der Interpretation theoretisch begründen [...]“ sollen¹⁸¹ – kurzum: die *hermeneutica docens* des Seminars besitzt allein genommen offenbar nicht mehr die Kraft, die *hermeneutica utens* im Zuge der Bildung und Verhandlung von interpretatorischen Wissensansprüchen zu bestimmen; insbesondere vermag sie nicht, „romantische Willkür“ und „skeptische Subjektivität“ abzuwehren. Diltheys Remedium, um die *hermeneutica docens* wieder fest mit der *hermeneutica utens* zu verknüpfen, ist am Ende des 19. Jahrhunderts nichts anderes als die *Reautorisierung* der *hermeneutica artificialis*. Dilthey ist nicht sonderlich explizit, wen oder was er für diese ‚Einbrüche‘ verantwortlich macht.¹⁸² Eine Richtung mag der Ausdruck ‚romantisch‘ eröffnen. Zumindest eine zeitgenössische Zuschreibung dieses Ausdrucks führt zurück zur Auseinandersetzung zwischen Wilamowitz-Moellendorff und Nietzsche.

Zwei Jahre nach Diltheys Abhandlung zur Hermeneutik hält Hermann Diels (1848–1922) die übliche Rede zur Feier des Geburtstages des

180 Spätestens seit Dilthes früher Abhandlung: Ders.: Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft [1888]. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. VI, Stuttgart, Göttingen 1962 (1958), S. 56–82, ringt Dilthey mit der Frage der Möglichkeit der ‚Allgemeingültigkeit‘ des ‚geisteswissenschaftlichen‘ Erkennens; zuletzt noch etwa in ders.: Das Verstehen anderer Personen und ihrer Lebensäußerungen [1910]. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. VIII, hrsg. v. Bernhard Groethuysen, Leipzig, Berlin 1927, S. 205–220.

181 Dilthey (wie Anm. 176), S. 331.

182 In einer Rezension von Diltheys *Einleitung in die Geisteswissenschaft*, die der bekannte Rechtshistoriker Otto von Gierke (1841–1921) mit einer ebenso grandiosen wie falschen Prognose eröffnet, nämlich dass die „absehbare Zukunft“, so „nicht alle Zeichen trügen“, „eine Epoche stets wachsender Vorherrschaft der Geisteswissenschaften“ sein werde; vgl. ders.: Eine Grundlegung für die Geisteswissenschaften. In: Preußische Jahrbücher 53 (1884), S. 105–144, hier S. 105, spricht von dem zu überwindenden „zügellosen Subjektivismus, den Heroenkultus eines Carlyle, den wissenschaftlichen Mysticismus“ (S. 133).

Monarchen. Auch wenn beide in vielem recht unterschiedlich sind, gehört Diels zu den wenigen, mit denen Wilamowitz-Moellendorff eine Art freundschaftliche Beziehung pflegte und denen er die wissenschaftliche Anerkennung nicht verweigerte.¹⁸³ In Diels Rede geht es um die Beziehung von ‚Romantik‘ und ‚Wissenschaft‘. Nachdem er festgestellt hat, dass im Rahmen der Philologie – er nennt u. a. Schleiermacher und Boeckh – die „Romantik von der Wissenschaft aufgesogen“ worden sei, habe die ‚Romantik‘ aber noch einen „Seitensprössling getrieben, der sich abseits von Akademie und Universität entwickelte und darum der Wissenschaft abgeneigte und abträgliche Ableger bis in die Gegenwart entsendete“.¹⁸⁴ Diese „merkwürdige neuromantische Strömung“ habe „weitergreifend die ganze Kunst und schließlich das ganze geistige Leben Deutschlands ergriffen“. Diels bietet eine knappe Charakterisierung, wie diese „Strömungen“ auch in die Wissenschaften eingedrungen sei:

Je unklarer und widerstreitender vielfach die Ziele sind, denen dieser neue Kurs zu steuert, um so heftiger sind die Gebärden der Entrüstung über die Blindheit und Verstocktheit der Gegner. Auch in die stilleren Gefilde der Wissenschaft ist der laute Lärm des Tages gedrungen. Wie es natürlich ist, werden die der Kunst am nächsten stehenden Gebiete am meisten davon betroffen. Ein Menschenalter etwa dauert dieser Kampf der Geister, eine Spanne Zeit, zu kurz, um die Berechtigung und Wirkung einer solchen Bewegung völlig sicher abzuschätzen, doch lang genug, um einen Überblick zu gestatten, der in einer akademischen Rede von so hohem Standpunkte genommen werden darf, dass das Gewühl der Kämpfenden nicht heraufdringen und nur einzelnen Führer und einzelne Massenbewegungen kenntlich werden können. Es sind die ‚Alten‘ und die ‚Jungen‘, die sich heute grimmiger denn je befehlen.¹⁸⁵

Im Bereich der Kunst, wie Diels erläutert, werde dieser „Strömung“ der Sieg auch nicht „ernstlich mehr bestritten“. Aus dieser „streitbaren Jugend“ greift Diels „zwei Vorkämpfer“ heraus, die auf dem Gebiete der Wissenschaft den „beliebten Schlachtruf ‚Auf zur Kunst‘ ertönen lassen“.¹⁸⁶ Der eine dieser Vorkämpfer, obwohl er den Namen willentlich verschwiegt, ist Julius Langbehn (1851–1907), der „Rembrandtdeutsche“. Der andere habe sich als „Vorkämpfer der Kunst und Bekämpfer der Wissenschaft [...] mühsamer seinen Leserkreis“ erringen müssen, doch sei er heute „eine Macht, ein Heros geworden, wenigstens bei der Jugend.“ Vor allem aber habe er „alle populären Mittel verschmäht“ und „stets ritterlich und mit offenem Visir gekämpft“. Daher solle sein Name auch nicht verschwiegen werden:

183 Vgl. „Lieber Prinz“: der Briefwechsel zwischen Hermann Diels und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1869–1921), Hildesheim 1995.

184 Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1902, Erster Halbband, Berlin 1902, S. 25–43, hier S. 30.

185 Ebenda, S. 30 f.

186 Ebenda, S. 31.

Friedrich Nietzsche ist aus den Reihen der strengen Wissenschaft, die ihm früh, zu früh, ihre Kränze reichte, in das Lager der Gegner übergegangen. Dieser Schritt war innerlich längst vorbereitet. Denn von Jugend auf war seine Seele mehr künstlerisch als wissenschaftlich angelegt. Der laute Beifall seiner Freunde und die vorschnelle und, wie man jetzt wohl allgemein zugestehen wird, unberechtigte Überschätzung seiner Lehrer konnte ihn nur zeitweilig darüber hinwegtäuschen, dass er sich in der Wahl seines Berufes vergriffen. So genügte ihm die Wissenschaft nicht mehr, weil er ihr nicht genügte. Seine gelehrten Jugendarbeiten sind zwar lebhaft, zum Teil glänzend geschrieben, aber unmethodisch gearbeitet. Es sind Spiele des Witzes, blendende Einfälle, im besten Falle vage Ahnungen des Richtigen, aber niemals und nirgends strenge Wissenschaft.¹⁸⁷

Ich straffe und konzentriere mich auf zwei zentrale Punkte, die die Darlegungen zur Philologie im 19. Jahrhundert mit der Auseinandersetzung von Wilamowitz-Moellendorff mit Nietzsche verbindet. Da ist zum einen die Beziehung von ‚Kunst‘ und ‚Wissenschaft‘, zu der Diels nichts sagt, was sich nicht längst im Selbstverständnis der philologischen Tätigkeit findet. Wer freilich die „immer stärker auseinanderdriftenden Sphären“ beider „willkürlich“ wieder vereinigen wolle, „ohne die fast übermenschliche Kraft des Universalgenies“ zu besitzen, müsse „notwendig in Spielerei verfallen“. Resultieren würde daraus nach Diels eher ein ‚Dilettantismus‘, der die „Culturmenscheit lediglich wieder auf den Standpunkt der Kinder und Barbaren“ zurückbringe oder eher, da der „Weg ja vorwärts“ gehe, zur „kindischen Greisenhaftigkeit und Decadence“.¹⁸⁸ Solche Tendenzen erkennt er dann bereits in der Philologie selbst, in der der „Sinn für Eigenbau und selbständigs Bearbeiten der grossen und kleinen Werkstücke im Schwinden begriffen“ sei und an seine Stelle immer mehr „fingerfertiges Abschreiben“ trete, „das die Lücken des Forschens und Wissens mit den Flittern einer künstlerisch stilisierten Mache zu verdecken“ suche.¹⁸⁹

Der zweite Punkt bezieht sich auf die ebenfalls anhaltende Frage des Widerstreits zwischen dem Methodischen und dem Nichtmethodischen. Dieser „junge Gelehrte“, gemeint ist Nietzsche, sei seit seiner Jugend „für die Musik entflammt“ und habe sich durch Schopenhauer in die „Mysterien der Kunst“ einführen lassen. Allerdings sei er, wenn auch nur vorübergehend, durch die „berückende Beredsamkeit eines bedeutenden Philologen für dessen Fach“ gewonnen worden, und zwar für ein Fach – damit das allgemeine Selbstverständnis der Philologen des 19. Jahrhun-

187 Ebenda, S. 32. Mehr als zwanzig Jahre zuvor hatte Diels eine der Hypothesen zum Laertius, auf die Nietzsche nicht wenig stolz gewesen zu sein scheint, knapp, aber umso bestimmter zurückgewiesen, zum ganzen Komplex die Erörterung bei Jonathan Barnes: Nietzsche and Diogenes Laertius. In: Nietzsche-Studien 15 (1986), S. 16–40.

188 Diels (wie Anm. 183), S. 33.

189 Ebenda, S. 34.

dert wiedergeben –, „das der Kunst so nahe steht, ja, manchem fast selbst mehr eine Kunstübung denn eine Wissenschaft zu sein scheint“. Doch für denjenigen, der einmal auf diese Weise die ‚Wissenschaft‘ verlassen habe, gibt es, nachdem der „dionysische Rausch“ verflogen ist, die „abgöttische Verehrung“ für Wagner in „tiefen Hass“ umgeschlagen ist, keine „Rückkehr, keine Gnade für den Reuigen“.190 Sein Resümee ist, dass Nietzsches Werk von einem „hervorragenden Dichter“ zeugt, der „werthvolles Material für die Wissenschaft“ biete, „aber Wissenschaft selbst stellen sie nicht dar“.191 Wenn Diels resümierend festhält, dass nicht durch „schrakenlose Subjectivität, nicht durch Zerfasern des eigenen ichs, das allmählich bei solchen Naturen in den Mittelpunkt der Welt rückt, nicht durch Selbstzerfleischung, und wenn das secirende Messer durch alle sieben Häute der Seele dränge, [...] wissenschaftliche Ergebnisse in der Psychologie gewonnen“ werden,192 dann scheint sich der Bogen zu Diltheys Motiv zur Erneuerung einer *hermeneutica artificialis* zu schließen.193

190 Ebenda, S. 35.

191 In einem Schreiben Ritschls v. 14.2.1872 an Nietzsche heißt es u. a (Ges. Briefe III, S. 141): „Ob sich Ihre Anschauungen als neue *Erziehungsfundamente* verwerthen lassen, – ob nicht die große Masse unserer Jugend auf solchem Wege zu einer unreifen Mißachtung der Wissenschaft gelangen würde, ohne dafür eine gesteigerte Empfindung für die Kunst einzutauschen, ob wir nicht, anstatt Poesie zu verbreiten, vielmehr Gefahr liefen einem allseitigen Dilettantismus Thür und Thor zu öffnen [...]“

192 Diels (wie Anm. 183), S. 36.

193 Wenig hilfreich in der Beantwortung der Frage, inwieweit Dilthey (auch) Nietzsche im Blick hat, ist Jan Kamerbeek: Dilthey versus Nietzsche. In: *Studia Philosophica* 10 (1950), S. 52–84; vgl. auch Werner Stegmaier: *Philosophie der Fluktuanz. Dilthey und Nietzsche*, Göttingen 1992.